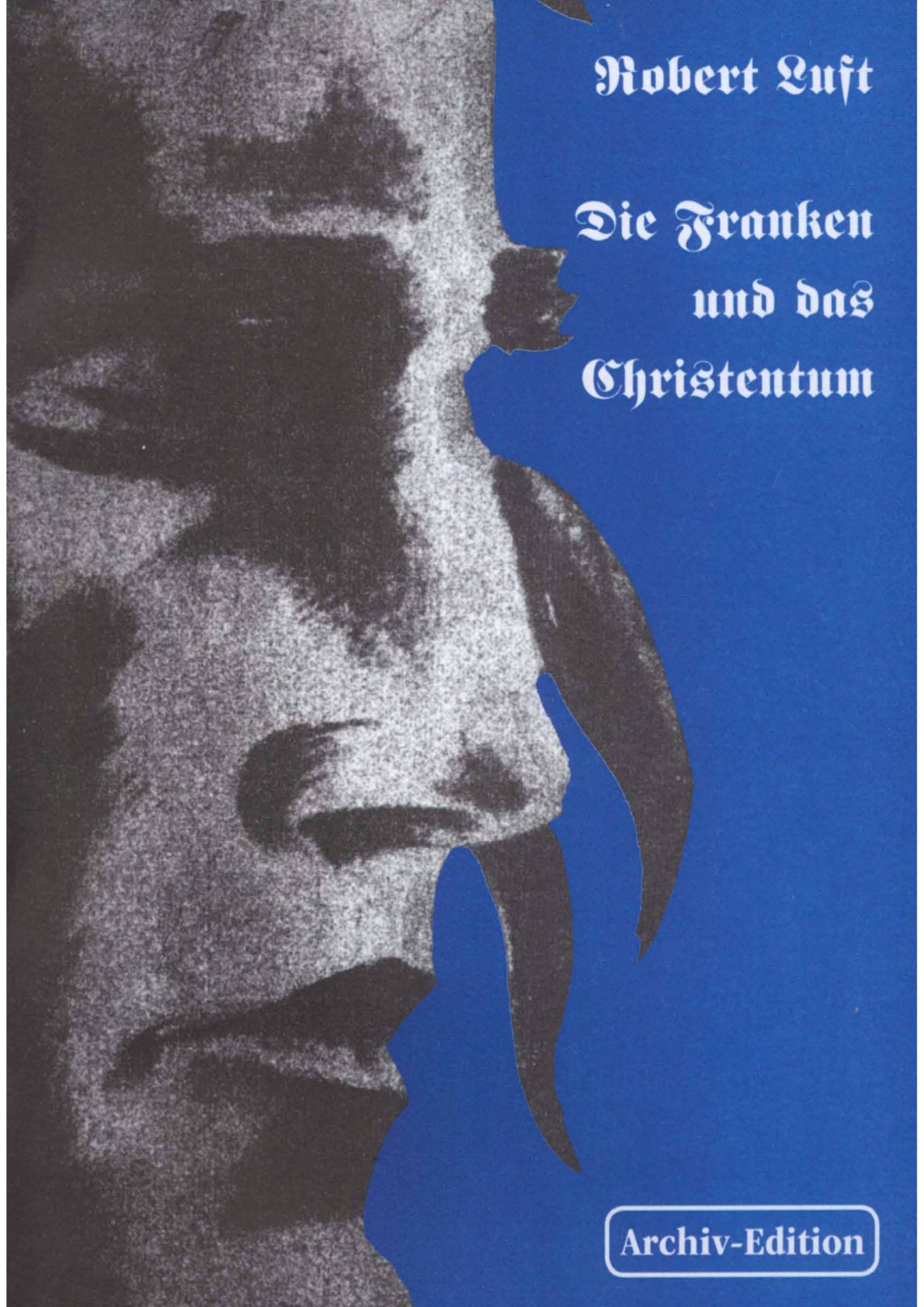
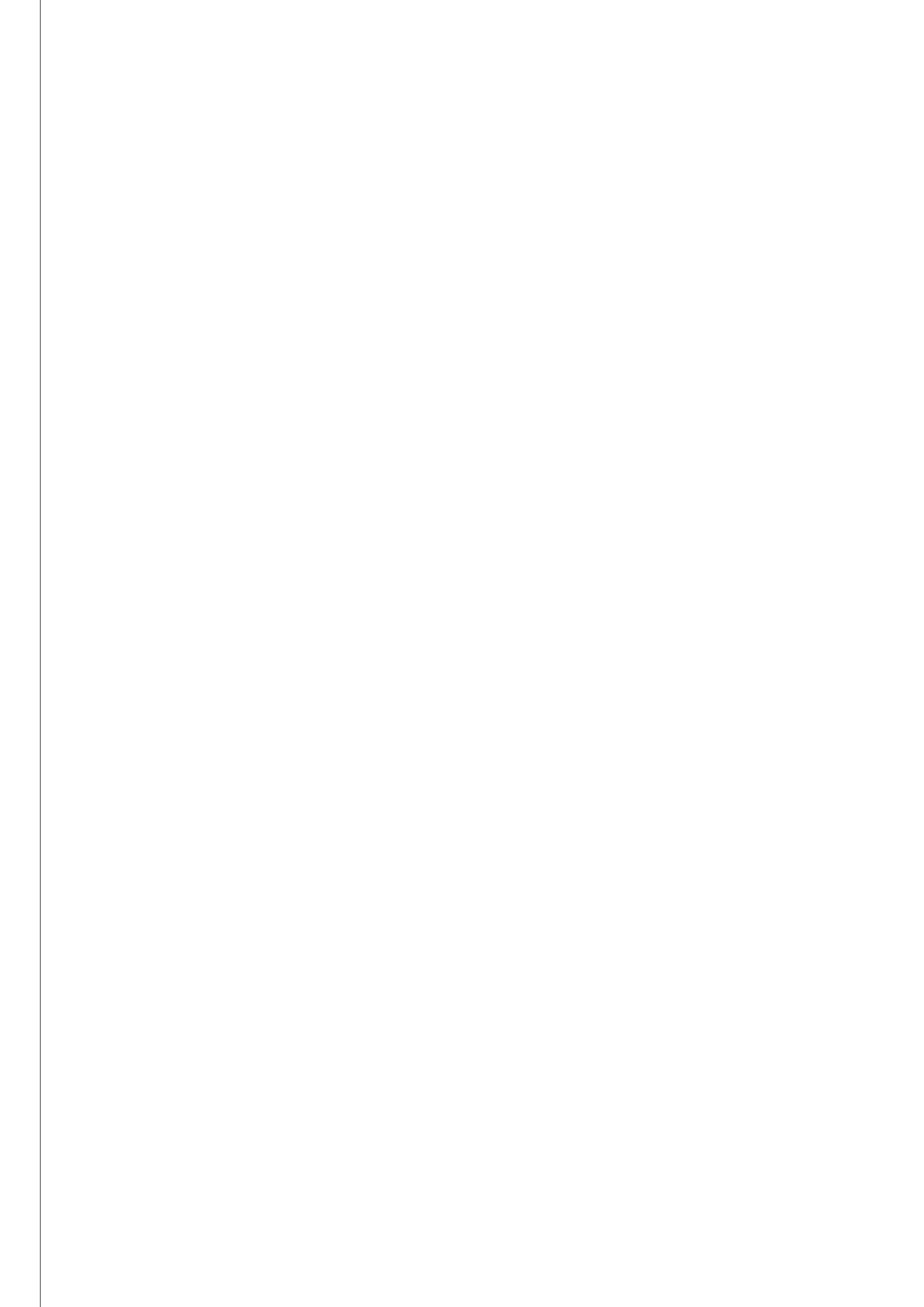


Robert Luft
Die Franken
und das
Christentum
Archiv-Edition



Die Franken und das Christentum

von

Dr. Robert Luft

„Denn wenn es keine zukünftige Auferstehung gibt, was nützt es denn den Gerechten, gut zu handeln, und was schadet es den Sündern, böse zu sein? Sie würden doch alle dahin leben in ihren Gelüsten und ein jeder tun, was ihm beliebt, wenn es ein zukünftiges Gericht nicht gäbe!"

Bischof Gregor von Tours: „Zehn Bücher fränkischer Geschichte", Bd. 10, Kap. 13.

„Keines Mannes Zwang will ich mich ergeben, solange ich aufrecht stehen und die Waffen führen kann: das kommt mir auch schwächlich vor, sich wie ein Lamm aus der Hürde oder wie ein Fuchs aus der Falle holen zu lassen. Viel besser scheint mir etwas anderes, wenn einer doch einmal sterben soll: vorher eine Tat zu vollbringen, die noch lange nachlebt!"

Der Heide Kjartan in der Lachswassertalsaga.

Archiv-Edition

Grundsätzliches zu unserer Edition von Faksimiledrucken

Die von uns vorgenommene Edition von Faksimile-Drucken dient wissenschaftlichen, dokumentarischen und bibliophilen Zwecken. Es werden in ihr vor allem solche Bücher und Schriften veröffentlicht, die historisch bedeutsame Vorgänge behandeln und im Rahmen der vorherrschenden Meinungsmanipulation totgeschwiegen oder bei den umfangreichen Büchervernichtungsaktionen nach 1933 und nach 1945 aus den Bibliotheken entfernt worden sind.

Die Darstellungen der Verfasser der einzelnen in dieser Edition veröffentlichten Titel entsprechen keineswegs durchgängig der Überzeugung des Verlegers, sie finden daher auch nicht dessen ungeteilte Zustimmung, insbesondere dann nicht, wenn Autoren die geschichtliche Entwicklung zu sehr als Folge von Verschwörungen irgendwelcher Welt- oder Hintergrundmächte erklären und zu wenig die Bedeutung anderer geschichtegestaltender Kräfte herausarbeiten, vor allem die Rolle weltanschaulicher, kultureller und wirtschaftlicher, aber auch staatsrechtlicher, medien-, bildungs- und bevölkerungspolitischer Bestrebungen und in diesem Zusammenhang vor allem die Rolle von Massensuggestion, Angsterzeugung und Gehirnwäsche, Sendungs-, Auserwähltheits- und Rassenwahn.

Ausdrücklich distanziert sich der Verleger aufgrund seiner Weltanschauung, Moral- und Rechtsauffassung von allen Äußerungen, welche die Menschenwürde anderer angreifen könnten oder einzelnen Völkern, Gruppen oder Minderheiten bestimmte Verhaltensweisen pauschal zuordnen, vor allem, wenn dies geeignet ist, zu diffamieren, den Frieden zu stören oder die freiheitlich-rechtsstaatliche Ordnung zu verletzen. Er verzichtet aber darauf, solche Äußerungen durch Schwärzung unkenntlich zu machen, um seiner wissenschaftlichen, moralischen und rechtlichen Verpflichtung zu dokumentarisch korrekter Werkwiedergabe zu genügen.

Reihe *Genozid*, Band 15

Herausgeber der Reihe: Roland Bohlinger

2006

Nachdruck der 1936 erschienenen Ausgabe. 3. Auflage des Nachdrucks

Herausgabe und Vertrieb: *Verlagsauslieferung Dietrich Bohlinger*
FREIE REPUBLIK UHLENHOF, Nordfriesland

Postanschrift in BRD: 25884 Viöl/Nordfriesland, Postfach 1

Eigendruck

ISBN 3-927933-40-6

Die Franken und das Christentum

1.

Die Deutsche Wiedergeburt, der Aufbruch germanischen Wesens im Deutschen Raum, der heute die Blicke aller Völker mit Staunen und Haß auf uns richten läßt, hat trotz seines unklaren Gärens und Ringens ein Urteil schon mit aller Bestimmtheit für den Sehenden gesprochen: der tausendfach in unserer Geschichte wiederholte Versuch einer Verschmelzung germanischen und christlichen Wesens ist gescheitert. Es tut dieser Entscheidung keinen Abbruch, daß heute und vielleicht noch jahrzehntelang die Masse, ihrem Trägheitgesetz folgend, diese Tatsache verneinen wird. Gewohnheit und „Väterglaube" bleiben auch beim Entstehen neuer, umstürzender Wertungen eine Macht. Bei manchen, die vielleicht mit innerer Begeisterung das Deutsche Erwachen erleben, hemmt die Sorge um das „Seligwerden", das der Christ „mit Furcht und Zittern" erringen soll, letztes, folgerichtiges Handeln. Es kommt nie zu einer Verschmelzung jener beiden Geisteshaltungen, sondern zu einem Nebeneinander, das nur dadurch ermöglicht wird, daß man nach beiden Richtungen hin vor den letzten Tiefen halt macht.

Eine andere Gruppe, die aus Gründen der Nützlichkeit um ihre germanische Seele eine christliche Hülle wirft, oder die trotz tiefer christlicher Überzeugung einzelne neue, damit in Widerspruch stehende Erkenntnisse völkischen Forschens notgedrungen zugibt, bedarf hier keiner Würdigung. Einzelne wenige endlich werden aus gutem, ernstem Wollen jene Entscheidung ablehnen, weil sie nach wie vor an eine Wahlverwandtschaft zwischen Christentum und Germanentum glauben. Das sind die ewig Suchenden, wie sie unser Volk in seiner tausendjährigen Geschichte immer wieder hervorgebracht hat, seitdem sich der erste Germane vor dem christlichen Priester zur Taufe beugte, Zeugen völkischer Sehnsucht und Heimatlosigkeit. Auch sie werden scheitern, wie alle ihre Vorgänger scheitern mußten.

Die Entscheidung ist gefallen, auch wenn Millionen sie noch nicht sehen, wenn sogar Menschen, die die seelischen Werte als aus dem Blute geboren erkennen, noch immer einem Glauben anhängen, der seinem übervölkischen Wesen nach die Eigengesetzlichkeit der Rassenseele bekämpfen **muß**. Alle großen Entscheidungen der Geisteswelt waren lange vorher getroffen, ehe sie von der Masse erkannt und in die Tat umgesetzt wurden. Der Marxismus war an sich bereits längst überwunden, als er von gesunden und starken Völkern in seinen Organisationen zertreten wurde.

Tausend Jahre friedlichen und unfriedlichen Beieinanderwohnens von Germanentum und Christentum lassen sich nicht in wenigen Monden ungeschehen machen. Unsere Besten verbluteten an der Lösung. Wer in das Geistesringen der vergangenen Jahrhunderte blickt, erkennt den Kampf der Deutschen Seele um diese letzten Fragen. Die Unvereinbarkeit zwischen Deutschtum und Christentum wurde dunkel empfunden, sie wurde aber nicht im innersten Wesen dieser beiden Geisteshaltungen, sondern in Hülle und Form, in „Trübungen der wahren Lehre", in Fälschungen ihres ursprünglichen Gehaltes gesehen.

So kam es, daß man am Christentum schliff und deutete, um diesen Fremdkörper der germanischen Seele erträglich zu machen, daß man ihm Ecken und Zacken abschlug, den Kern aber unangetastet ließ. Die Gottsucher des Mittelalters waren Reformatoren des Christentums, aber keine Befreier der Deutschen Seele.

Auch das Einbauen germanischer Gedanken in die Religion des Orients mußte auf Irrwege führen. Wenn Meister Eckehart, der die Eigengesetzlichkeit der Seele in den Mittelpunkt stellte, seine Philosophie in das Weltgebäude eines Augustinus einfügte, so schuf er einen unlösbaren Zwiespalt. Zwischen dem Glauben, daß Gott in der Seele eines jeden Menschen geboren werde, und der Lehre von der völligen Unfähigkeit des Menschenherzens zum Guten gibt es keine Brücke. Jahrhundertelang blieben Name und Werk dieses Deutschen Kämpfers vergessen. Heute ist er überholt, wir sehen klarer.

Luther löste uns von dem afrikanischen Heiligen und zerschlug die römische Hülle, band uns aber um so fester an die uns völlig wesensfremde paulinische Theologie. Die Deutsche Seele fand auch nach dem Werk dieses großen Mannes ihren Frieden nicht.

Eine neue Lösung der brennenden Frage wurde von der Aufklärung des 18. Jahrhunderts versucht. Nachdem Luthers Tat in die Mauern der starren Kirchenautorität eine Bresche geschlagen hatte, war die Bahn frei für den schaffenden und forschenden Geist. Sie endete in der reinen Verneinung. Von den beiden Gegenpolen, Germanentum und Christentum, wurde der eine, das Christentum, mit den Waffen des Verstandes zersetzt, das christliche Weltbild aufgelöst. An seine Stelle aber trat das Nichts, die Leere, im besten Falle ein unklarer pantheistischer Idealismus goethischer Prägung oder eine kraft- und tatenlose Romantik. Die Fülle Deutschen Wesens kam nicht zur schöpferischen Entwicklung, ein Glaube germanischer Art wurde nicht geboren.

Die Frage nach dem Warum dieses Schweigens der Deutschen Seele ist heute leicht einzusehen. Der Gegner war mit einer fremden Waffe geschlagen worden. Nicht die Deutsche Seele hatte mit dem tiefsten Ernst, der ihr eigen ist, den Kampf geführt und den fremden Glauben niedergerungen. Dem von Spott nicht freien Verstand und der Vernunft, jenem auf dem Gebiet des Gotterlebens unbefähigten Erkenntnisorgan, war der Sieg allein zugefallen. Er kam überraschend, gleichsam über Nacht. Schöpferisches Werden aber ist jenseits alles Zweckdenkens.

So stand die Deutsche Seele ratlos vor der Leere. Schiller, der Dichter der Deutschen, der ihr einen neuen Weg hätte zeigen können, starb zu früh, und Kant, der große Befreier, fand nur in den Kreisen der Gebildeten Gehör.

Dem Christentum war es leicht gemacht, den Zusammenbruch der geistigen Strömungen der Aufklärung und des Rationalismus vorauszuschauen, und, als er eintrat, für seine Interessen zu verwerten. Weder der unter Führung von Marx und Engels entartete Materialismus der unteren Volksschichten noch der Rationalismus der Philosophen, der zwar die Offenbarung und die Wunder leugnete, aber doch noch am Christentum festhalten wollte, war ein zu fürchtender Gegner. Noch vor der Mitte des 19. Jahrhunderts war das Christentum wieder unumschränkte Herrscherin über die Deutsche Seele. Dort, wo der große Preußenkönig einst seine kristallklaren Schriften gegen das Christentum geschrieben hatte, machte sich ein durch und durch undeutscher Geist breit. Hengstenberg, der finstere Kirchengewaltige jener Zeit, ließ unter dem Schutz des preußischen Hofes jede freie Lehre auf Kanzel und Katheder unterdrücken.

Trotzdem hat es den Anschein, daß es zu einer wirklich tiefen Verankerung des Fremdglaubens in der Deutschen Seele, wie wir sie in den früheren Jahrhunderten sahen, nicht mehr gekommen ist. Der neue Pietismus war mehr Gebärde als innerliche Frömmigkeit. Er war mehr ein Betonen der gewohnten Kultformen, als ein innerliches Verwachsensein. Das Sonntagschristentnm unserer Zeit wurde in den vierziger Jahren

des vergangenen Jahrhunderts geboren. Damals sah man die Gardeleutnants in Berlin Sonntags mit dem Gesangbuch in der Hand unter den Linden auf und ab gehen, und General Thile, der Kabinettsminister Friedrich Wilhelms IV., versammelte regelmäßig die höheren Militärs und Beamten zu seinen Bibelstunden.[1])

Auch der Katholizismus nützte die Vorteile jener Zeit. Während er sich im Jahrhundert der Aufklärung auf der ganzen Linie im Rückzug befand, erstarkte er in den Jahren der Reaktion zu neuer Macht. Es ist kein Zufall, daß gerade dieses Jahrhundert der Welt das Unfehlbarkeitdogma [2]) und den Syllabus [3]) brachte.

Um die Jahrhnndertwende schien die Lösung ferner denn je zu sein. Mit dem christlichen Bahrtuch bedeckt und von Tausenden von Priestern behütet schlief die Deutsche Seele ihren todähnlichen Schlaf. Der große Heide Friedr. Nietzsche, der mit Thors Hammer die alten Kerkermauern zerschlagen hatte, war allein geblieben. In deu Oberprimen der Deutschen Gymnasien wurde sein „Zarathustra" von schwärmender Jugeud gelesen; um seinen „A n t i c h r i s t" ging man mit Achselzucken herum. Mau wußte ja, wie und wo der „Übermensch" geendet war.

Da eutriß der Weltkrieg die Deutsche Seele ihrem Schlummer. Wir standen stauneud vor einer neuen Kraft in unserem Inneren, dereu Wurzel wir nur dunkel ahnten, und die nicht das Christentum sein konnte. Wir könneu heute sagen: das Christentum staud dem Weltkriege hilflos gegenüber. Die Völker, die sich morgen zerfleischten, baten heute denselben Gott um Erfolg im Mordkampf. Christus, der Herr und König, wurde von den Priestern beider Frouten angerufen. Wer dieseu Widersinn erkannte und ein guter Christ war, wurde still und empfaud das Fleheu und Beten der anderen als peiulich. Das Christentum des predigeuden Pfarrers paßte nicht mehr zu dem, was wir mit tiefer Erschütterung erlebten, wenn wir unsere Kameraden in die französische Erde betteten. Wer hat dies damals nicht empfunden, ohne es klar und bewußt zu erkenneu!

Gewiß, wir haben in den Gräben und Unterständen nicht über Christentum und Deutschtum philosophiert. Wenn Kriegsbücher solches schreiben, so verlegen sie aus trügender Erinnerung Empfindungen und Gedanken zurück, die später erst entstanden. Wenn die Deutsche Volksseele unser Handeln trug, in der Begeisterung der ersten Kriegsmonate und im verbissenen Trotz der letzten Wochen, so sprach sie aus dem Unterbewußten. Erst als der Zusammenbruch kam und unser Volk im Schmutz zu verenden schien, begannen wir nach dem tiefsten Warum zu fragen. War es wirklich der Hunger? War es die brutale Übermacht der ganzen Welt, die gegen uns stand? Ging nicht vielmehr durch unsere Seele ein tausendjähriger Riß? Ein Gottglaube, der nicht den Krieg für des Volkes Erhaltung als höchste sittliche Pflicht kennt, der „ein Ideal aus dem Widerspruch gegen die Erhaltungsinstinkte des starken Lebens gemacht" hatte (Nietzsche), konnte in der Todesnot des Volkes nicht mehr zu höchsten Taten befähigen.

Wo anders aber sollten solche Taten erwachsen, als aus dem Gotterleben der Seele? „Was der Deutsche Geist sein konnte, wer hätte darüber nicht schon seine schwermütigen

---

[1]) Heinrich v. Treitschke: „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert", Bd. 5, Seite 19 und 239. Da die frommen Leutnants nach dem Kirchgang gern in Habels Weinstube verschwanden, nannte sie der Volkswitz: „nasse Engel!"

[2]) Am 18. 7. 1870 wurde auf dem vatikanischen Konzil die Unfehlbarkeit des Papstes ausgesprochen und aller Welt verkündet.

[3]) Syllabus ist das Verzeichnis von „Zeitirrtümern", vor denen sich der Christ hüten muß. Er wurde 1864 von Papst Pius IX. verkündet.

Gedanken gehabt!" Wir verstanden jetzt, was Nietzsche damit meinte. Aber wir hatten keine Zeit zu schwermütigen Gedanken! Während wir ein zweites Mal zur Waffe griffen, dieses Mal gegen den Wahnsinn unserer Volksgenossen, schmiedeten wir in unserem Herzen diesen Deutschen Geist aus Altem und Neuem mit einer Inbrunst, wie ihr sie in euren Kirchen nicht mehr kennt, mit einem Feuer, das uns verzehrte.

Der Feldherr des Weltkrieges, Erich Ludendorff, und die Philosophin Dr. Mathilde Ludendorff haben dann gezeigt, wie aus der erwachenden Deutschen Seele gestaltete Weltanschauung, verbunden mit arteigenem Deutschen Gotterkennen, die Grundlage der Einheit eines Volkes und die der Volksschöpfung bildet. Durch das artfremde Christentum ist seinerzeit diese Einheit zerstört worden und dadurch sind jene Entartungen entstanden, die man bei den verchristlichten Völkern immer wieder findet. (Vergl. das unter den Anzeigen am Schluß angegebene Schrifttum.)

Da verlor das Christentum den Boden in der Deutschen Seele unwiederbringlich!

Es ging im Deutschen Erwachen der vergangenen Jahre ein Stück des Weges mit; wir geben das offen zu. Konnte es denn anders sein? Seine Träger waren ja Volksgeschwister, Menschen unseres Blutes. Auch in ihnen schwangen die Saiten, die der Sturm der Deutschen Wiedergeburt in uns zum Zerspringen traf. Gewiß, oft aus ehrlichem Herzen pflückten sie Gedanken aus ihrer Lehre, die an das anzuklingen schienen, was wir im Tiefsten erlebten. Wie viele Andachten, Fahnenweihen und Feldgottesdienste sind damals auf völkischen und vaterländischen Feiern gehalten worden! Aber die tiefer Suchenden auf beiden Seiten erkannten bald den inneren Widerspruch, der in den kirchlichen Kämpfen der jüngsten Zeit endlich offen zum Ausbruch kam.

Es trifft wie ein reinigendes Gewitter in die Kompromißseligkeit christlicher Kreise, wenn Dibelius[4]) heute ruft: „Das Entscheidende war, daß bei diesen Germanen die christliche Religion dem Völkischen dienstbar war, daß sie in ihrem Leben an zweiter Stelle stand ... denn christlicher Glaube steht und fällt damit, daß er das Leben in seiner Totalität unter Gott stellt. Wer ihm den Totalitätsanspruch nimmt, bricht ihm das Rückgrat." Und weiter: „Der Versuch des Anfangs, den christlichen Glauben in das Volksleben einzugliedern, ist gescheitert. Er mußte scheitern." [5])

Es können nicht zwei Gewalten im Leben eines Volkes den Totalitätanspruch erheben. Hat ihn das Christentum, und es muß ihn seinem Wesen nach haben, so muß der Anspruch des völkischen Staates weichen. Hat ihn aber das aus Blut, Geschichte und Heimat geborene Volk, dann muß das Christentum zerbrochen werden. Das, was die katholische Form des Christentums seit fast 2000 Jahren in unverrückbarer Folgerichtigkeit lehrte und bewies, daß das Christentum weder im Geiste noch im Raume eine völkische Einengung verträgt, wird heute auch von der evangelischen, zu Kompromissen mehr geneigten Schwesterkirche immer klarer erkannt und ausgesprochen. Aus diesem echt christlichen Geiste klagt Schlatter, dessen „Freizeithefte" zu vielen Tausenden verbreitet und gelesen werden, mit Recht, daß den christlichen Eltern ihre Kinder „genom-

---

[4]) Dr. Otto Dibelius: „Die Germanisierung des Christentums, eine Tragödie", Seite 57.
[5]) Ebenda S. 60.

men" werden, „w e i l i h n e n d i e d e u t s c h e W e l t a n s c h a u u n g e i n g e p r ä g t w e r d e n m ü s s e".[6])

Damit ist allen Denkenden Weg und Ziel klar vorgezeichnet. Christentum in seinem wahrsten und tiefsten Gehalt steht zum Germanentum, zur Deutschen Seele in unüberbrückbarem Gegensatz.

2.

Es ist eine Tragik der Geschichte, daß die germanischen Völker, die siegreich das römische Weltreich zerschlugen, die Religion dieses innerlich zersetzten Kolosses annahmen. Ein Danaergeschenk gab das sterbende Rom den Siegern, einen letzten Pfeil schoß es ab, der noch tödlich wirkte, als der Schütze, der ihn sandte, längst begraben war. Aber es war derselbe Pfeil, mit dem er selbst getroffen war und den der Jude abgeschossen hatte.

Wie weit das Christentum an dem Untergang der großen germanischen Völker, die zuerst aus dem nordischen Kernraum hervorbrachen und Staaten gründeten, Vandalen und Goten, mitschuldig war, harrt noch der Klärung durch die Geschichteschreiber.[1]) Der rasche Zusammenbruch des Staates der arianischen Ostgoten, die blutigen Religionkriege im afrikanischen Vandalenreich unter Hunerich, der entsetzliche Sittenverfall und das Nachlassen kriegerischer Leistungen geben zu denken.

Deutlich tritt die Entartung germanischer Lebensgestaltung unter dem Kreuz im Westgotenstaate während des letzten Jahrhunderts seines Bestehens zutage. Die augustinische Lehre vom „Gottesstaat" [2]) hat nirgends in der Welt, vielleicht mit Ausnahme des Jesuitenstaates in Paraguay, eine so vollkommene Ausprägung erhalten als hier. Der Krummstab regierte absolut; der Staat war lediglich ausführendes Organ der fast dauernd tagenden Priesterkonzilien zu Toledo geworden. Das verdummte Volk, das bis in die höchsten Beamtenstellen hinein weder lesen noch schreiben konnte, wurde in strenger Kirchenzucht gehalten. Sein ganzes tägliches Leben war bis ins kleinste durch die Gesetze der Konzilien geregelt. Freie Germanen unterlagen der von den Priestern angeordneten Prügelstrafe. In demütigen Bittgängen wallte das Volk der Goten, der Nachkommen Athanarichs, drei Tage lang in jedem Monat um seine Kirchen, um Vergebung der Sünden von Jahwe zu erflehen. Mit sichtlichem Behagen berichten die kirchlichen Quellen, wie es Sitte wurde, daß sich die Könige der Goten vor den Bischöfen auf den Boden warfen. „Sisinanth", so heißt es, „flehte, vor den geistlichen Vätern kniend, in unterwürfigster Haltung des ganzen Leibes, unter Schluchzen und reichen Tränenströmen um Fürbitte bei Gott."

Germanischer Stolz und Heldensinn war aus den Herzen jener Goten verschwunden. Hier herrschten nur noch widerliche Unterwürfigkeit, Höllenangst und Heuchelei. Entmannt und entnervt hatte das Christentum den Gotenstaat. „Dumpfer, süßlicher Weihrauchqualm erfüllte ihn, unter dessen Gewölk die scheußlichsten Verbrechen im Namen Gottes und der Kirche, teils heuchlerisch, teils in überzeugtem Glaubenswahn verübt wurden." [3])

---

[6]) D. Adolf Schlatter: „Wird der Jude über uns siegen?" S. 22.

[1]) Über die Verchristung der Goten siehe Dr. R. Luft: „Die Goten unter dem Kreuz", Adolf Klein Verlag.

[2]) „De civitate Dei", größtes Werk des Augustinus, Bischof von Hippo Regius in Afrika.

[3]) Dr. Felix Dahn: „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker", Bd. 1, S. 396.

Ist es ein Wunder, daß dieses erschlaffte Volk vor dem ersten Ansturm der Mauren im Jahre 711 zusammenbrach, seine festen Städte und Burgen fast ohne Schwertstreich übergab und spurlos im iberischen Völkergemisch verschwand? Wer heute die spanische Halbinsel durchwandert, wird von der Felsenküste Galiziens bis zum Fuße der Sierra Nevada nichts mehr vom Blute jener blonden Eroberer finden.

Nicht bei allen germanischen Völkern ist es nach der Annahme des Christentums zum völligen Zusammenbruch von Volk und Staat gekommen. Eine auffallende und tiefgehende seelische Entartung aber ist bei allen zu beobachten und wird selbst von christlichen Forschern zugegeben. Der oft erhobene Einwand, daß diese wohl mehr auf die Schäden des Wanderlebens, die Auflösung des Sippenverbandes im eroberten Lande, das Eindringen fremder römischer Geisteshaltung und auf die lockere Kriegermoral im Gegensatz zum strengen Bauerntum zurückzuführen sei, ist nicht mehr stichhaltig, seitdem die Forschung im christlich gewordenen Island und in Norwegen dasselbe traurige Bild zeigte. „Die hartnäckig gesunden Bauern werden im Handumdrehen raffinierte Sünder" [4]), als sie Christen geworden waren, auch dort, wo sie weiter mit dem Heimatboden verwurzelt blieben. Der Verfall sittlicher Lebenshaltung ist also im Glaubenswechsel selbst begründet. Wir verfallen dabei nicht in den Fehler der christlichen Religiongeschichtler, die den sittlichen Tiefstand der Neubekehrten, der „trotz" der Christianisierung „noch" eine Zeitlang anhielt und erst durch die Zuchtrute des Christentums beseitigt werden mußte, auf die „Reste des Heidentums" zurückführen. Wir suchen umgekehrt die Ursache des Sittenverfalles nicht im christlichen Ideengut allein, sondern in der Verbindung zweier sich völlig fremd gegenüberstehender Lebensgesetze: dem Gesetz des Blutes, der Seele und dem der gepredigten fremden Religion. Diese Verbindung führte zum vollendeten Widerspruch. Der germanische Krieger am Taufbecken kniend war ein Bild dieses Widersinnes.

Die innere Fremdheit jener beiden Gesetze wurde gesteigert durch die Eigenart der christlichen Religion einerseits und die des germanischen Rasseerbgutes anderseits. Das Christentum ist die arteigene Religion vorderasiatischer Menschen, aus deren seelischen Haltung es erwuchs und mit deren Land, Sitten und Anschauungen es aufs innigste verbunden ist. Nichts steht ihm wesensferner als das Denken nordischer Menschen. „In den meisten Punkten hatte die germanische Seele das denkbar geringste Maß von Vorbereitung für die Christusreligion." [5]) Böhmer hat recht: zwischen einem Gottesbewußtsein, das die Menschen so tief durchdrang, daß sie an „mat og megin", an ihre eigene Macht und Stärke glauben konnten, ohne Atheisten zu werden, und dem Bekenntnis Augustins: „Ich will nicht mehr mein Leben sein. Als ich es war, wurde ich mir selbst zum Tode", zwischen der Vorstellung eines Fulltrui, eines Freundgottes, „durch Sippe verwandt sämtlichem Volk" und dem rächenden Jahwe, in dessen „Hände zu fallen es furchtbar ist", dehnte sich eine unüberbrückbare Kluft.

So wie die Vernunft sich ihre Gottesvorstellung prägt, so formt der Gottglaube Leben und Handeln der Menschen. Nahm man dem heidnischen Germanen seinen arteigenen Glauben, so blieb ein Wesen zurück, dem sein innerstes Lebensgesetz zerstört war. Mit

---

[4]) Dr. phil. Bernhard Kummer: „Midgards Untergang", S. 219.

[5]) Böhmer: „Das germanische Christentum" in „Theologische Studien und Kritiken" 1913, Heft 2.

der Verteufelung ihres Gottglaubens hatte die germanische Seele ihren Halt und ihren Sinn verloren. Das Christentum hatte nie Verständnis für diese ernste Tatsache. Ihm fehlte die Ehrfurcht vor fremdem Glaubensgut. Es brauchte allerdings zerbrochene Seelen. Denn erst auf der Vernichtung alles Eigenen, auf der Entäußerung aller eigengeborenen Werte baute es seine Erfolge auf.

3.

Bei keinem der germanischen Wandervölker hat die Geschichte das Zerrbild der durch das Christentum entwurzelten und entarteten Menschen mit so erschütternder Wahrheit gezeichnet wie bei den Franken. Bei Vandalen und Goten sind uns im wesentlichen nur die äußeren geschichtlichen Ereignisse erhalten. Wir müssen uns aus eingestreuten Bemerkungen ein Bild von ihren Sitten, ihrem Glaubensleben und ihrer Geisteshaltung machen. Das Leben der christlich gewordenen Franken aber schildert uns ein Zeitgenosse, der Bischof Gregorius von Tours, bis in den kleinsten Alltag hinein. Zwar sind die Erzählungen der fränkischen Vorgeschichte, soweit sie aus Sulpizius Alexander übernommen sind, reine Sage, die Schilderung von Chlodowechs Übertritt zum Christentum nach der Alemannenschlacht noch sagenhaft durchwoben, seine Zeit aber (538 bis 594) überliefert der christliche Bischof mit ziemlicher Treue und Genauigkeit.

Das Bild ist ein so düsteres, wie es in der Weltliteratur, vielleicht mit Ausnahme der christlich-irischen Sagen, nicht wieder vorkommt. Während aber die christlichen Schreiber der irischen Sagen, einem Bedürfnis ihrer Zeit folgend, ihrer Phantasie und ihrer Freude am Gemeinen die Zügel schießen ließen und so keltisch-heidnische Sagenstoffe dichterisch entstellten, schildert Gregor von Tours das Gemeine als wirklich erlebte Handlung.

Um einen Vergleich zu erhalten, müssen wir das Leben des Frankenvolkes vor seiner Christianisierung betrachten. Hier fließen die Quellen sehr spärlich. Es muß deshalb der Versuch unternommen werden, aus einzelneu geschichtlichen Tatsachen ein Bild von der inneren Struktur dieses Germanenvolkes zu formen.

Durch eine haßerfüllte, feindliche Geschichteschreibung ist dieses völlig entstellt worden. Über 250 Jahre lang tobte ja zwischen Franken und Römern in einer Front von Köln bis zur Rheinmündung ein fast ununterbrochener Kampf. Es war römische Sitte geworden, daß sich die Tribunen und Präfekten ihren Befähigungnachweis für die höchsten Staatswürden in diesen Kämpfen holten, wie Aurelian, der spätere Kaiser, als Tribun der 6. gallischen Legion im Jahre 242. Ein Feldzug gegen die Franken, möglichst mit dem Einbruch in ihr Heimatgebiet und Verheerung ihres Landes brachte den Kaisern hohen Ruhm, und diese Soldatenkaiser von Aurelian bis Valentinian bedurften in einer Zeit wilder Thronstreitigkeiten des Ruhmes. Diese Kämpfe, die mit großer Erbitterung geführt wurden, werden uns von niedrigen Kreaturen, von Schmeichlern aus dem Hofstaat der Imperatoren geschildert. „Durch Dein Schwert", so dichtet solch ein römischer Speichellecker den Kaiser an,[1]) „sind die Franken so niedergehauen worden, daß sie von Grund auf vernichtet werden konnten, wenn du nicht in der göttlichen Voraussicht, mit der du alles leitest, die von dir schwer Getroffenen deinem Sohne zur Ausrottung hättest aufsparen wollen." Schmähurteile aus dem Munde solcher Schriftsteller,

[1]) Nazarius, Professor der Rhetorik in Bordeaux.

wie jenes des Vobiskus: ipsis prodentibus Francis, quibus familiare est, ridendo fidem frangere (die Franken, die gewöhnt sind, mit Lachen die Treue zu brechen) oder die immer wiederkehrende Beschimpfung: Lubrica fallaxque gens (schlüpfrig falsches Volk) bedürfen keiner Widerlegung.

Nie ist ein Krieg grausamer und heimtückischer geführt worden, als der Vernichtungkrieg des ersten christlichen Kaisers, Konstantin, gegen die Rheinfranken, die Salier und Bataver. In ihren Dörfern wurden die Ahnunglosen überfallen, ihre Könige Askarich und Gaiso unter wilden Verstümmelungen zu Tode gemartert, die Frauen wurden totgeschlagen, die Kinder versklavt. Wochenlang jauchzte der römische Pöbel im großen Zirkus zu Trier, wo tausende der fränkischen Edelinge von den Löwen zerrissen wurden, „bis ihre Menge die wütenden Bestien müde gemacht hatte".

Die Kampfform des heimtückischen Überfalls während der Friedensverhandlungen mit dem Gegner, die schon Cäsar in die römische Kriegskunst eingeführt hatte, wird nun häufig wiederkehrender Brauch bei den römischen Feldherren. Gegen die „Barbaren" ist jedes Mittel der Vernichtung recht. Ziel ist nicht mehr, wie in der großen römischen Zeit, Niederringung, Unterwerfung des Gegners und Frieden, sondern blutige Ausrottung. Die offene Feldschlacht wird dabei möglichst vermieden. Zur Zeit des großen Julian (358) werden gegen die salischen Franken Mörderbanden unter Führung von verkommenen Subjekten, Verbrechern und Ausgestoßenen, geschickt, die in der Nacht die fränkischen Bauernhöfe überfallen und verbrennen. Die Köpfe der Erschlagenen werden dann in Trier dem römischen Statthalter gegen Zahlung der verabredeten Prämie vorgelegt.

Ist es ein Wunder, daß bei solchen Kampfmethoden der römischen „Kulturbringer" die Erbitterung der fränkischen Stämme aufs höchste stieg, daß sie die erpreßten Unterwerfungverträge sofort wieder brachen und die verhaßte Zwingburg am Rhein, das ummauerte Köln, im Jahre 355 von Grund aus zerstörten. Die sittliche Empörung der römischen Schriftsteller über solche „Treulosigkeiten" ist unberechtigt, ihr Urteil über dieses germanische Volk ist geschichtlich wertlos.

Beim aufmerksamen Studium der römischen Quellen ergibt sich ein Bild der heidnischen Franken, das uns mit höchster Bewunderung erfüllt, und das sie den germanischen Heldenstämmen der Goten, Vandalen und Alemannen zum mindesten gleichstellt. Zunächst erfahren wir, daß das Frankenvolk aus dem Zusammenschluß der zahlreichen Stämme am Niederrhein, der Brukterer, Chatten, Ampsivarier, Chauken und Chamaven, entstanden ist. Die Not, der Druck der römischen Waffen, hatte diesen Zusammenschluß zu einer Zeit erzwungen, als die meisten anderen Germanenstämme noch in ewiger Fehde lagen. Vorbereitet wurde er durch den Aufstand des großen Batawerkönigs Civilis gegen die römischen Unterdrücker im Jahre 70. Damals waren fast alle germanischen Stämme rechts des Rheins mit aufgestanden und hatten den stammverwandten Batavern Waffenhilfe gebracht. Zum erstenmal war Roms Macht in Gallien aufs schwerste erschüttert worden. Wieder wie zu Armins Zeiten hatte sich gezeigt, welche Kraft der Zusammenschluß germanischen Stämmen unter einheitlicher Führung verlieh. Allmählich war in den nächsten 150 Jahren, aus dem Kampferlebnis des Bataveraufstandes geboren, eine Annäherung der niederrheinischen Stämme auch im Frieden entstanden. Zunächst war es wohl nur der Schwur der gegenseitigen Waffenhilfe für die Zukunft, dann schlossen sich gemeinsame Feiern des Bundes an. Der neue

Volksverband gab sich den stolzen Namen der „Freien", der „Franken". Um 238 taucht dieser Name zum erstenmal in den römischen Quellen auf.

So bildeten sich bei diesem politisch begabten Volke die Anfänge eines Staatswesens, wenn auch noch die straffe einheitliche Führung fehlte. Zum fränkischen Allthing ritten jetzt die freien Adelbauern vom Zuidersee bis hinauf nach Köln. Hier wurden römische Gesandte empfangen, Staatsverträge mit den Kaisern geschlossen und die Gestellung von Truppen für den Krieg verabredet. Ein ausgezeichneter Spähdienst war von den Franken am ganzen Rhein entlang eingerichtet worden. Als der römische Präfekt Quintinus im Jahre 388 einen letzten überraschenden Einfall auf fränkisches Gebiet wagte, war die Bevölkerung längst gewarnt, und das Land zwei Tagemärsche weit geräumt worden. Die Legionen wurden von einer befestigten Waldstellung aus angegriffen und niedergehauen.

Die Franken waren ein Bauernvolk wie alle germanischen Völker. Der kleine fränkische Stamm der Chamaven mußte das Heer Julians, etwa 10 000 Mann, aus seiner Ernte mit verpflegen. Das ist nur bei hochstehendem Ackerbau denkbar. Unter dem Druck einer gewaltig wachsenden Bevölkerungzahl[2]) war dieses niederrheinische Bauernvolk gegen Ende des 3. Jahrhunderts in Bewegung geraten. Gewiß hätte durch Rodung der Wälder, durch Trocknung der „unermeßlichen Sümpfe" Platz für das wachsende Volk geschafft werden können, aber wenn der germanische Baner bei der Gewinnung von neuem Ackerland die Wahl hatte zwischen Schwert und Axt, zog er das Schwert vor.

So ging die waffenfähige Jugend über den Rhein. In ununterbrochener Kette lagen hier von Köln an bis hinunter zur Mündung des „zweigehörnten Flusses" die Wachttürme und Kastelle des Erbfeindes. Wie Jahrhunderte später die nordische Jugend auf Wikingfahrt, so holten sich fränkische Jungscharen Ruhm und Kriegerehren an diesen Wällen. Die römischen Panegyriker schildern uns zahlreiche solcher Streifzüge auf gallisches Gebiet oder in die römische Provinz Germania prima.

Der klare nüchterne Sinn dieser Franken, gepaart mit unerhörter Kühnheit, nützte jede kleine Schwäche des Gegners aus. Julian mußte das erfahren, als er im Winter 356 die Truppen aus Verpflegungrücksichten weit über die Städte Ostgalliens verteilt hatte. In nächtlichen Märschen, Rhein, Mosel und Marne auf dem Eise überschreitend, erschien plötzlich ein fränkischer Heerhaufen vor Sens, wo der Oberbefehlshaber mit schwachen Truppen lag. 60 Tage lang war der römische Führer eingeschlossen, und es fehlte nicht viel, so wäre der tollkühne Handstreich geglückt und er mitten in Gallien gefangen genommen worden.

Weit übertroffen wird diese Tat durch eine „unglaublich kühne Seefahrt", wie sie die römische Quelle nennt, die unter Kaiser Probus schon um 276 von Franken vollbracht wurde. Ein fränkischer Stamm an der Rheinmündung war von den Römern unterworfen worden und hatte eine große Anzahl Waffenfähiger als Söldner zur Verfügung stellen müssen. Diese wurden nach abgeleistetem Kriegsdienst als Besatzung am Marmarameer angesiedelt. Von Sehnsucht nach ihrer nordischen Heimat gepackt, raubten sie die in den Häfen liegenden römischen Schiffe und segelten in wilder Wikingerfahrt in die Ferne. Die Küsten Kleinasiens und Griechenlands wurden angegriffen, Karthago und Syrakus auf Sizilien gestürmt. Mit Beute beladen fuhren die Schiffe der Seehelden

---

[2]) Die römische Quelle spricht von „riesenhaften" (ingentes) Dörfern, die bei den Franken gefunden wurden.

durch die Meerenge von Gibraltar, um Spanien herum und durch die Biskaya und den Kanal in die heimatliche Nordsee. Die tollkühne Fahrt glückte. Für germanische Seefahrer gab es keine Unmöglichkeit.

Eine andere fränkische Schar durchbrach in jener Zeit den Limes am Rhein [3]) und die Kette der bewachenden Legionen, durchzog unter fortwährenden Kämpfen ganz Gallien und überstieg die Pyrenäen. Rom war machtlos gegen die Heldenschar. Was sie brauchten, holten sich die Franken vom Feind. Zuletzt wurde Tarragona gestürmt. 12 Jahre lang hielt sich die Schar, dann fuhr sie auf erbeuteten spanischen Schiffen nach Afrika hinüber.

Solche Fahrten setzten nautische Kenntnisse voraus, wie sie nur in Generationen erworben werden können. Die Technik des Schiffsbaues und die Segelkunde stand bei den seeanwohnenden Franken wie bei den Goten schon seit Jahrhunderten in hoher Blüte. Wer heute noch glaubt, daß die Germanen in den ersten Jahrhunderten nach Beginn unserer Zeitrechnung noch in Einbäumen fuhren, mag aus diesen feindlichen Quellen eines Besseren belehrt werden.

Gefährlich wurde die fränkische Seetüchtigkeit für die Römer gegen Ende des 3. Jahrhunderts. Allmählich war die Macht über die westliche Nordsee und über den Kanal aus römischer Hand in die fränkisch-sächsische übergegangen. Mit Mühe hielt der Befehlshaber der römischen Kanalflotte Carausius auf der Höhe von Boulogne die Wacht gegen die zahlreichen germanischen Flotten, die mit Beute beladen von ihren Wikingerfahrten zurückkehrten. Als die römische Kanalflotte im Jahre 286 meuterte, und Carausius sich zum Gegenkaiser ausrufen ließ, versicherte er sich sofort der fränkisch-sächsischen Seehilfe und segelte an der Spitze germanischer Flotten nach Britannien hinüber. Die keltische Insel wurde nun in den nächsten 10 Jahren der Ausgangspunkt kühner Seefahrten in alle damals bekannten Meere. Der Marschtritt fränkischer Krieger hallte in den Straßen Londons (Londinum), und in den Küstenstädten entwickelten sich Handel und Wohlstand jener ersten germanischen Hansa zu solcher Höhe, daß, wie die Quellen melden, „Bildungspflege und Reichtum damals viel mehr in Britannien blühten als auf dem römischen Festland“.[4])

Als durch die Siege des Konstantius 296 die fränkisch-sächsische Herrschaft über Britannien zusammenbrach, wurden tausende von germanischen Handwerkern in die gallischen Städte verschleppt und tausende von Bauern zum Wiederaufbau verödeter Gebiete in den römischen Provinzen angesiedelt. Man schätzte den Fleiß und die Kunstfertigkeit der einen, wie die bäuerliche Tüchtigkeit der andern.

Alle diese Einzeltaten hätten geschichtlich nur geringe Bedeutung, wenn sie uns nicht den hochgemuten Sinn dieses Heldenvolkes zeigen würden.

Viel wichtiger war das langsame Nachrücken fränkischer Bauern in die verödeten Grenzgebiete, das meist auf friedlichem Wege geschah durch allmähliche Einwanderungen auf römischen Boden unter Anerkennung der römischen Oberhoheit, oft auch, wenn der Druck der Bevölkerungzunahme zu stark geworden war, durch Einbruch in breiter Kampffront.

Drüben auf römischem Boden gab es Ackerland genug. Das einst reiche Gallien war unter der Mißwirtschaft der Römer verarmt und verödet. In den zahlreichen Städten

---

[3]) Aurelius Viktor, „de Caesare“ k. 33.

[4]) Nach F. Dahn: „Urgeschichte“, Bd. 2, S. 250.

von Trier bis Marseille wuchs der besitzlose Pöbel zu ungeheuern Massen. Aufstände der sterbenden keltischen Bauernbevölkerung hatten keine Abhilfe bringen können. So wurden breite Streifen fruchtbaren Bauernlandes besonders in den östlichen Grenzgebieten überhaupt nicht mehr bebaut. Sie wurden nun das Ziel der fränkischen Siedler. Immer wieder lesen wir von ihren Bitten an die römischen Präfekten um ein „quietam patriam“, um ein „friedliches Vaterland“, das sie besiedeln und bebauen konnten.

Die in Besitz genommenen Gebiete blühten unter dem Pflug der fränkischen Banern wieder auf. Die Söhne der Siedler stellten den Legionen die besten Soldaten. Nicht lange danerte es, da drangen Franken in die hohen und höchsten Offizierstellen ein. Um 350 war der Befehlshaber der rheinischen Legionen ein Franke, Silvanns. (Sein germanischer Name ist unbekannt.) Als der mißtrauische Kaiser ihn ermorden lassen wollte, riefen ihn die begeisterten Truppen in Köln, meist fränkische Landsleute, zum Gegenkaiser aus. Auch der Kaiser Magnentius (350 bis 353) soll ein Franke gewesen sein. Seine Leibkohorten in Trier, der gallischen Kaiserresidenz, bestanden fast ausschließlich aus Sachsen und Franken.

Um 390 errang ein Franke, der gewaltige Arbogast, die größte Machtstellung im Westreich. Den rechtmäßigen Kaiser, Valentinian, einen Schwächling, ließ er in Vienne in seinem Palast gefangen halten.

Die Überflutnng des römischen Heerwesens durch die Franken verstärkte zwar den Haß der nationalrömischen Kreise gegen sie, die Leistungen und die ungebrochene Kraft dieses Volkes, ob es als Freund unter der Oberhoheit des Imperinms wohnte, oder noch frei die Waffen trug, erregten aber die Bewunderung und die Furcht. Rom fühlte es: dies war sein stärkster und fähigster Feind.

4.

Alle diese Franken in hohen römischen Stellungen sind also keine „Barbaren“ gewesen in dem Sinne, wie sie vielen Deutschen bis gestern noch erschienen: in Bärenfelle gehüllt, voll heidnischer Wildheit und Met trinkend. Es waren gebildete Männer, die zweifellos für die hohen Staatsämter befähigter waren als ihre römischen Mitbewerber.

Die Quellen lassen fast einmütig erkennen, daß sie auch sittlich ihre römisch-christlichen Zeitgenossen überragten. Von den beiden Franken Bauto und Arbogast, römischen Feldherrn, wird gerühmt, daß sie „frei von Habsucht und Gier nach Geschenken“ waren, eine Eigenschaft, die bei den christlichen Römern in hohen Stellungen selten vorkam. „Reich an Begabung“, „durch Klugheit hervorragend“, voll „Uneigennützigkeit“ und „tätigen Eifers“ sind neben der bei Germanen selbstverständlichen Heldenhaftigkeit immer wiederkehrende Bezeichnungen jener Männer. An innerer Sauberkeit und Ehrenhaftigkeit stand Silvanus und seine fränkische Umgebung: Malarich, der Führer der Soldtruppen, und Mallobaud, der Befehlshaber über die Zeughäuser, und andere, wie selbst ihr Feind Ammianus Marcellinus zugibt, turmhoch über dem eifrigen Christen und tückischen Ränkeschmied, dem Kaiser Konstantius.

Diese Franken waren sämtlich Heiden, meist sogar bewußte Heiden. Der fränkische Heerführer im römischen Dienst, Richomer (384), wird von Libanius und Symmachus wegen seiner Treue gegen die Götter gerühmt [1]), und der stolze Arbogast drohte: „er

[1]) Libanius de vit. s. 1. S. 136 und Symmachus epist. 3, 54 bis 69.

werde die Pfaffen in Mailand zu Soldaten und die Kirche zu Pferdeställen machen".[2])

Dieses gesunde Volk in seiner Urkraft war nicht zu vernichten, weder als Feind noch als Freund, und wenn Rom die Waffen der ganzen Welt aufgeboten hätte. Es erschien dem christlich gewordenen Zeitalter wie ein Rätsel. Es wurde „durch keine Niederlage gebeugt, sondern erbittert"! Voll Neid sah das verkommene Rom, wie dieses Germanenvolk nach den schwersten Blutverlusten, ja oft nach fast völliger Ausrottung der waffenfähigen Männer durch seinen ungeheuren Kinderreichtum schnell wieder erstarkte. Wo vor den römischen Wällen die Väter fielen, standen später die Söhne und nach deren Tod die Enkel, nur immer zahlreicher als zuvor!

Der römische Redner Libanius schildert in seiner dritten Rede die unbeugsame Zähigkeit dieses Heldenvolkes:

„Tatlosigkeit erachten sie als das größte Unheil. Kampf ist ihnen der Gipfel des Glückes, so daß sie selbst verstümmelt mit den heilgebliebenen Gliedern noch den Kampf fortsetzen. Nach dem Siege verfolgen sie unaufhörlich, nach der Niederlage wenden sie sich nach beendeter Flucht sofort zu neuem Angriff. Rast verstatten sie ihrem Feinde nie: nur das Schwert in der Hand kann man ihnen gegenüber speisen und den Helm auf dem Haupte schlafen. Wie bei stürmischer Brandung der ersten Woge, die sich am Damm gebrochen, sofort die zweite, der zweiten die dritte nachfolgt, und der Anprall nicht rastet bis der Sturm sich gelegt" („oder bis der Damm durchbrochen", setzt Felix Dahn hinzu) „so folgen sich Schlag auf Schlag, hat der Kriegsdurst ihre volle Wut geweckt, die Angriffe der Franken."

Die römischen Panegyriker verstehen allerdings nicht mehr die Wurzeln dieses Heldentums, die tief im Seelischen begründet liegen. Während sie die Leistungen römischer Soldaten darauf zurückführen, daß sie „die Kriegszucht in Ordnung und die heilige Scheu des geschworenen Fahneneides aufrecht hält", bleibt ihnen das jauchzende In-den-Tod-Springen der fränkisch-germanischen Jugend ein Rätsel. Es sei die angeborene Wildheit tiefstehender Menschen, sagen die einen und widersprechen sich damit selbst, da sie doch eben noch die besonnene Klugheit, den freien Blick über Menschen und Dinge und die sittliche Bewußtheit der Franken rühmten. Andere meinen, das Leben hätte „wegen der Armseligkeit der Genüsse" keinen Wert für sie. Das ist das Urteil einer verflachten Zeit, die das Leben nach der Zahl seiner sinnlichen Freuden wertet.

Nur aus dem artgemäßen Gottglauben, wie er aus der „Germania" des Tacitus [3]) und aus den Isländersagas hervorleuchtet, ist das Leben der Germanen zu verstehen, wobei die Übereinstimmung der ältesten und der letzten Quelle, die über germanischen Glauben schreiben, unverkennbar ist. Er war in den tausend Jahren der Zwischenzeit im Inneren Midgards, in den Herzen der einfachen Bauern unverändert geblieben.

Auch der heidnisch-germanische Bauer liebte das Leben mit heißem Herzen. Ihm war die Welt noch nicht zerrissen in ein „Diesseits" und ein „Jenseits", er kannte, ehe er Christ wurde, noch kein Jammertal und keinen Himmel mit allen Freuden und Wonnen. Mit beiden Füßen stand er auf der „fiolnyta fold", der vielnützen Erdflur, wie

---

[2]) Paul. Vit. Ambros. 1) und 2) nach Hauck: „Kirchengeschichte Deutschlands", S. 100.

[3]) Die „Germania" des Tacitus hat sich nach den Forschungen Kammeiers („Die Fälschung der deutschen Geschichte") als eine mittelalterliche Fälschung erwiesen. Doch enthält sie zweifellos echte Bestandteile, zu denen wir die berühmte Stelle über den Gottglauben der Germanen rechnen müssen.

sie in jenem herrlichen Walkürengruß[4]) genannt wird. Nur hier konnte er schaffen mit Pflug und Schwert und starke Söhne und Töchter erziehen, in denen sein Blut weiterlebte. Der Tod endete das tatvolle Lebeu. „Nichts taugt mehr, wer tot!" endet ein Eddaspruch.

Das Walhallamärchen mit den Wunschmädchen und dem sinnlosen gegenseitigen Morden der Einherier hatten die Dichter in jener Zeit der Kämpfe zwischen Franken und Römern noch nicht erfunden. Felix Dahu[5]) irrt demnach, wenn er meint, daß die Aussicht, in Wodans Walhall einzuziehen, den fränkischen Bauern des 3. und 4. Jahrhunderts das Sterben im Kampfe leicht gemacht hätte. Die Aufnahme in Wodans Halle als Belohnung für tapferes Kämpfen nnd Sterben war kein rein germanischer Gedanke mehr, sondern zeigt bereits den Einfluß einer orientalischen Lohnmoral. Der germanische Bauer und Krieger der alten Zeit bedurfte zum lachenden Sterben keiner Belohnung, keines Himmels mit Engelmusik und keiner Methalle mit Wunschmädchen. Er starb nach dem Gesetz, nach dem er angetreten war, dem Gesetz heldischen Lebens. Aus dieser vollendeten Einheit von Blut und Glauben erwuchs folgerichtiges Handeln von der Unbewußtheit der Jugend an bis zur Todesstunde. Der Tod war kein Problem, über das man sich in müden Stunden den Kopf zerbrach, oder vor dem man gar gezittert hätte. Bei allen germanischen Heiden finden wir hier eine innere Sicherheit und Ruhe, die in scharfem Gegensatz steht zu der Unruhe und Sorge der Christen vor der letzten Stunde und vor dem, was nach ihr kommt. Solches Denken ist die Voraussetznng der Priesterherrschaft und ermöglicht sie. Wer sich mit der umgebenden Natur eins fühlt, weiß auch, daß er ihr Werden und Vergehen teilen wird. Da keine Jenseitshoffnung sein Denken und Sorgen beanspruchte, brannte nur ein Feuer in ihm, dieses Leben mit ehrenvoller und kraftvoller Tat zu füllen. Und wenn er noch an „mat og megin" glaubte, wie die nordischen Erzählungen so oft sagen, an seine eigene Macht und Stärke, so war das Göttliche[6]) mit ihm. Wie sollte in einem solchen Herzen noch Todesfurcht Raum haben? Die Todesfurcht zog erst in die germanische Seele ein, als berechnender Priesterfanatismus die Hölle gebracht hatte.

Dazu kam das hochgespannte germanische Ehrgefühl. Obwohl die altgermanischen Sprachen kein Wort für „Ehre" hatten, war die Ehre tiefster Grund alles Gottglaubens und alles Handelns. Unehrenhaft war es, vor dem Feind zu fliehen, oder aus der Schlacht heil zurückzukommen, wenn der Führer gefallen war, ja, ehrlos machte es den Krieger schon, unterlegen zu sein. Nur Rache und Sieg konnten die Schmach tilgen. Deshalb die kraftvollen Angriffe der Franken gerade nach den schwersten Niederlagen. „Sie leiden unter einer Schmach mehr als unter dem Tode selbst", sagt eine römische Quelle und schildert dann, wie riesenhafte fränkische Krieger, zu stolz, um sich vor den Augen des römischen Pöbels von den wilden Tieren zerreißen zu lassen, in der Arena sich gegenseitig den Todesstoß geben.

Wie bei allen germanischen Stämmen wird auch bei den heidnischen Franken die hohe Sittenreinheit gerühmt. Die altfränkische Sage erzählt, wie König Childerich von den „ergrimmten"[7]) Franken abgesetzt und verjagt wird, weil er es wagte, Mädchen aus

[4]) Sigrdifomal 3 und 4. Thule Bd. 1, S. 132.
[5]) „Urgeschichte" Bd. 2, S. 260.
[6]) Im Althochdeutschen bezeichnet „goth" als Neutrum die Heidengottheit, „goth" als Maskulinum den Gott der Christen.
[7]) Bischof Gregorius von Tours: „10 Bücher fränkischer Geschichte". Bd. 2, Kap. 12.

seinem Volke zu berühren. Salvian, ein christlicher Priester in Marseille, rühmt in seinem zwischen 439 und 451 verfaßten Werke de gubernatione dei die heidnischen Franken im Gegensatz zu den christlichen Römern, die in den reichen Städten Nordgalliens, besonders in Trier, ein Leben in Schwelgerei führten, während die Germanen vor den Toren standen.

Den Zeitgenossen fiel der Unterschied der sozialen Zustände bei Römern und Franken auf. Die Zahl der Sklaven hatte nach der Christianisierung Galliens, die eben beendet war, als die Franken im Norden einrückten, nicht ab-, sondern zugenommen. Das Los dieser Unglücklichen schildert Salvian als das denkbar elendeste. Schutzlos waren sie den Mißhandlungen ihrer christlichen Sklaveubesitzer, zu denen Bischöfe und Geistliche gehörteu, ausgeliefert. Die freien Bürger waren durch die Ausplünderungen seitens der Beamten und Reichen völlig verarmt. Wer den Steuerdruck des Staates nicht mehr aushalten konnte, begab sich in den Schutz der Kirche und verlor damit den letzten Rest seines Besitzes. Tausende der ehemals freien gallischen Bauern sankeu so in die Sklaverei herab.

Demgegenüber ging dem jungen Reich der Franken um Tournai der Ruf sozialer Gerechtigkeit voraus. Die Kriegsbeute wurde unter den freien Kriegern gleichmäßig verteilt; der Geringste erhielt seinen rechtmäßigen Anteil wie der König. Zwar dienten auch im Hause des fränkischen Bauern unfreie Knechte und Mägde, die Eigentum des Herrn waren wie seine fahrbare Habe. Aber die „naive" Unfreiheit stand weit über der „raffinierten" der christlichen Römer. Es fehlte dem germanisch-heidnischen Verhältnis zwischen Herrn und Knecht der orientalische Anklang des Despotismus. Auch der Unfreie trug trotz seiner politischen Rechtlosigkeit die Würde seines nordischen Blutes in sich. Er erhielt den Namen der Sippe, der er diente. Seine Kinder wuchsen in Hof und Feld als Spielgefährten der Kinder seines Herrn auf. Unter dem Vorsitz des Edelbauern fällten die Knechte das Urteil über ihren Mitknecht. Zwar kam es vor, daß der germanische Bauer im Jähzorn, wie es Tacitus überliefert, seinen Knecht erschlug, aber früh schon milderte die Achtung vor dem gleichen Blut und die germanische Rechtsauffassung das Los der Unfreien durch Einführung des „Hofgerichtes".

So war das Verhältnis zwischen Unfreien und Freien mehr ein väterliches, im Kriege oft ein kameradschaftliches. Viele Beispiele von Treue und Opfermut zwischen beiden sind uns von der germanischen Sage überliefert.

Auch die religiöse Duldsamkeit der fränkischen Heiden lernten die christlichen Römer sehr bald kennen und auswerten. Zwar entgingen die reichen Kirchen von Trier, Köln, Tongern und Tournai beim Einrücken der Franken nicht der Plünderung, aber die christlichen Gemeinden und ihre Religion ließ man unangetastet. Die Geschichteschreiber machen es sich leicht, wenn sie aus dem Verschwinden des Christentums in den Städten Cambrai, Arras und anderen nach dem Einmarsch der Franken schließen, die „Barbaren" hätten in religiösem Fanatismus das Weiterbestehen christlicher Gemeinden nicht geduldet. Wo immer germanisches Heidentum mit dem Christentum in Berührung kommt, sehen wir auf seiten der Heiden Zurückhaltung und Duldsamkeit, die oft bis an die Grenze des für den Staat Erträglichen geht. Wie in den Donauländern zur Zeit Odoakers, so wanderte aus dem belgischen Kriegsgebiet die gesamte römische Bevölkerung aus. Daß damit das Christentum dort verschwand, ist erklärlich. Wie duldsam Childerich, der Vater Chlodovechs, gegenüber christlichen Einrichtungen in seinem Lande war, ob-

wohl er bis zum Tode Heide blieb, muß selbst der Biograph der „heiligen“ Genovefa zugeben. Ist es ein Wunder, daß die keltisch-römische Bevölkerung sehr bald die Furcht vor den „grimmen Franken“ überwand, ja in den Städten an der Seine und Loire die stattlichen blonden Krieger Chlodovechs als Befreier begrüßt wurden? Die Kelten der Aremorika baten sogar durch Gesandtschaften den heidnischen König um Einmarsch in ihr Land, wenn sich hier auch sehr bald, wie wir sehen werden, andere Gründe mit eindrängten. Sicher ist, daß viele Städte Galliens nicht durch Erstürmung, sondern durch freien Vertragsabschluß unter fränkische Herrschaft kamen.

So ist es nicht nur ein Bild des Hasses, das uns die römischen Schriftsteller von den Franken geben. Aus allen Quellen leuchtet die Bewunderung hervor für diese Männer „voll ungebrochener Kraft. ... Man freute sich an den fremdartigen Gestalten mit den blitzenden Augen und langen Haaren und an ihrer ungewohnten Tracht. Eng schlossen sich die Gewänder an die kraftvollen Glieder, breite Gürtel hielten sie zusammen, wie gegenwärtig bei den Alpenbewohnern blieb das Knie nackt. Man bewunderte die sichere Kraft, mit der sie die zweischneidige Streitaxt schleuderten, und die Gewandtheit, mit der sie den Schild im Kreise drehten und zwischen den geschwungenen Lanzen sich bewegten, den trotzigen Mut, in dem sie lieber starben, als daß sie von dem einmal eingenommenen Platze wichen.“ [8])

Fassen wir zusammen: von allen germanischen Völkern, die die Grenzwälle des römischen Weltreiches zerbrachen, schienen die Franken die glanzvollste Zukunft zu haben. Neben den allgemein germanischen Vorzügen der heldischen Lebenshaltung, der Sittenreinheit und der bäuerlichen Naturverbundenheit hatten sie Eigenschaften, die sie vor den andern Völkern des Nordens auszeichneten. Sie waren härter als die Burgunder und Langobarden, staatspolitisch begabter als die Alemannen und nüchterner im Denken als Goten und Vandalen. Sie haben in den Jahrhunderte währenden Kämpfen mit Rom einen ungeheuren Blutzoll gezahlt, der von keinem andern nordischen Volk erreicht wird. (Vielleicht mit Ausnahme der Alemannen.) Von Köln bis zur Mündung des Rheins ist jeder Fußbreit der beiden Ufer mit Strömen fränkischen Blutes gedüngt.

Wahrlich! dieses hochbegabte und heldische Volk wäre fähig und würdig gewesen, den großgermanischen Staat zu schaffen, unter seiner Führung all die ungeheure auseinanderstrebende Kraft zwischen Flandern und der fernen Bernsteinküste, zwischen dem vandalischen Plattensee und dem Mälarsee im hohen Norden zu vereinigen.

Es kam anders!

5.

100 Jahre nach der Eroberung Triers durch die Franken (475) war aus diesem einst edlen Volke ein Zerrbild germanischen Wesens geworden, bar jeder Größe und verlottert bis ins Innerste. Die großgermanische Idee, die keimhaft in den Zielen Armins, Marobods, und des großen Bataverfürsten Civilis, klarer bei Theoderich lebte, war für alle Zeit verraten. An ihre Stelle trat der Universalismus der Weltreligion, das Rassenchaos des Mittelmeers ins Religiöse übertragend. Die Franken war Christen geworden!

Das Jahr der Taufe Chlodowechs (496) war tatsächlich ein geschichtlicher Wendepunkt von unerhörter Bedeutung. An diesem 25. Julmonds wurde die Geschichte der

[8]) Sidonius Apollinaris, carm. 5, V. 238 ff. nach Hauck, „Kirchengeschichte“.

germanischen Völker in ihrer bitteren Tragik für die nächsten tausend Jahre entschieden. Der Gegensatz völkischen, blutgebundenen Denkens, die Idee des augustinischen Reichsgottesstaates, wurde hier zum ersten Male mit der germanischen Seele verkuppelt: Christus, der König der Welt, als Mittler zwischen ihm und der sündigen Menschheit die Kirche und die Priesterschaft, und ihr unterworfen, zum Dienst und Schildtragen verpflichtet, die „weltliche" Obrigkeit. Die lex temporalis (die zeitliche Macht) unter der lex aeterna (die ewige Macht).

Die Blutsgemeinschaft mit dem keltisch-römisch-syrischen Rassengemisch Galliens und die Annahme des Christentums waren die beiden Stufen, die das Frankenvolk zum Verrat an der germanischen Seele und damit zur Selbstaufgabe führten. So kam es, daß die Scharen, die Karl der Westfranke 300 Jahre später gegen das artreine Volk der Sachsen zu blutiger Ausrottung führte, keine Franken mehr waren, sondern verrömerte Mischlinge im Dienste der Weltreligion. Germanisch in jenem christlichen Gottesreich waren nur noch die Namen, nicht einmal mehr die Sprache. Die Gebildeten schrieben lateinisch, das Volk sprach das Vulgärlatein mit fränkischen und keltischen Brocken vermischt.

Der Hohepriester in Rom hatte recht, wenn er die gesta dei per Francos, die „Gottestaten durch die Franken" voller Genugtuung rühmte. Auf den Schlachtfeldern Niedersachsens hat die Geschichte die Taten eines entarteten Volkes eingetragen. Aus ihnen wuchs der Wahnsinn der Kreuzzüge und die Mißgeburt des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation". Ein Kadaver wurde unter dem Segen der christlichen Kirche mit germanischem Blute wieder belebt, der Volksstaat aller Deutschen aber bis heute verhindert.

Wir haben im folgenden die tiefgehende Wandlung im Volke der Franken geschichtlich zu betrachten.

In den römischen Städten Trier, Köln, Tongern, Mainz und Metz gab es schon im 2. Jahrhundert christliche Gemeinden. Im Anfang des 4. Jahrhunderts herrschte in Trier ein reges christliches Leben. Lebte doch Athanasius, der große Gegner des Arius, dort als Verbannter. Um das Jahr 400 müssen wir uns die Verhältnisse so vorstellen, daß in den festen Städten Köln, Trier, Arras und Amiens eine fast völlig christlich-römische Bevölkerung lebte, während das umgebende Land von fränkisch-heidnischen Bauern gepflügt wurde. Trotzdem kamen Übertritte von Germanen zum Christentum kaum vor. Erst als Trier 475 endgültig gefallen war, hören wir zum erstenmal von einem „bekehrten" fränkischen Grafen, dem jüngeren Arbogast [1]), dem Befehlshaber dieser Stadt, der sich römisch kleidete und lateinische Briefe schrieb. Auch jetzt machte der Abfall einzelner Vornehmer auf die fränkischen Bauern keinen Eindruck, sie blieben auch in christlicher Umgebung ihrem Gottglauben treu. Bischof Avitus schreibt: „wenn sie durch die Ermahnungen der Priester oder durch die Beeinflussung irgendwelcher Genossen angetrieben werden, für die Gesundung ihres Glaubenslebens zu sorgen (d. h. Christen zu werden), so pflegen die meisten den alten Brauch ihres Stammes und ihren väterlichen Gottglauben entgegenzustellen." [2])

---

[1]) Nicht zu verwechseln mit dem auf Seite 13 genannten älteren Arbogast, dem Heiden.

[2]) Avitus, Epist. 46: Solent plerique in hac eadem causa, si pro expetenda sanitate credendi aut sacerdotum hortatu aut quorumcunque sodalium suggestionem moveantur, consuedudinem generis et ritum paternae observationis obponere. Wenn der große Kirchenhistoriker Hauck in seiner „Kirchengeschichte Deutschlands", Bd. 1, S. 104 aus diesem Satz schließt, daß die Franken „nicht aus Religiosität, sondern aus Stolz" die

Aus diesem wichtigen Briefe geht hervor, daß schon v o r Chlodowech die Bekehrungsversnche der römisch-christlichen Priester bei den Franken begannen, und sie von seiten ihrer neuen Volksgenossen der christlichen Suggestion [3]) ausgesetzt waren.

Die Erfolge jener priesterlichen „Ermahnungen" und „Snggestionen" waren deshalb so gering, weil dem Christentnm noch die Unterstützung der staatlichen Macht fehlte. König Childerich (457—481), der Nordgallien bis zur Somme beherrschte, und im belgischen Tournai residierte, blieb Heide. Da in seinem Reiche die Frauken die christlichen Römer überwogen, konnte es zu einem Konflikt mit der christlichen Minderheit nicht kommen. Die fränkischen Bauern, noch voll im Bewußtsein ihres Sieges, sahen mit Verachtung auf die verweichlichten Christen herab, denen es an Kraft und Kriegsmut fehlte, ihre ummauerten Städte zu verteidigen. Man ließ sie gewähren, wenn sie sich in ihre düsteren Kirchen verkrochen, spottete höchstens über ihre Priester, die in Weiberkleidern umhergingen. Wie in der alten Heimat an der Nordsee und am Niederrhein waren auch in Gallien heilige Quellen und Haine die Orte, an denen der Germane die Gottheit ehrte.[4])

Im Gegensatz zur Volksmeinung traten allerdings damals schon bei den Fürsten Erwägungen auf, die innerlich nichts mit dem Glauben zu tun hatten. Die betonte Freundlichkeit Childerichs den Kirchen und Klerikern gegenüber, die Verleihung von Staatsgütern an christliche Bischöfe, der Einfluß der „heiligen" Genovefa auf politische Entscheidungen des Königs verfolgten sehr reale Zwecke. Die katholischen Römer im benachbarten Westgoten- und Burgunderreich, die die arianische Herrenschicht tödlich haßten, wurden für die Franken gewonnen. „Mit sehnlicher Liebe" (!) wünschten sie ihren Sieg. Schon unter Childerich wurde der geheime Landesverrat der katholischen Bischöfe vorbereitet, den Chlodowech später im großen organisierte.[5])

Bei diesen engen politischen Beziehungen zwischen den fränkischen Königen und den Bischöfen der Nachbarreiche hatte die Kirche ihr klares Ziel im Auge. Ihre erst leisen Forderungen wurden stärker, an Versprechungen wurde nicht gespart. Trotzdem wagen es Childerich und zunächst auch sein Sohn Chlodowech nicht, diesen Forderungen nachzugeben. Noch immer war das Christentum die Religion der unterworfenen römisch-keltischen Bevölkerung. Die Ansicht der christlichen Geschichteschreiber, Chlodowech hätte deshalb später den fremden Gottglauben angenommen, weil er den Christengott als den Stärkeren erkannt hätte, ist barer Unsinn. Dieser Schutzherr des Römerreiches hatte ja eben seine völlige Ohnmacht erwiesen. In wuchtigen Schlägen hatten die Ahuherreu des Königs das Land bis zur Somme und Seine erobert, der 15jährige Chlodowech selbst hatte die letzten Reste römischer Herrschaft in Gallien, das Reich des Syagrius vernichtet und war bis zur Loire im Westen und bis Toul und Verdun im Süden vorgedrungen. Der Christengott aber hatte den Römern im Kampf nicht geholfen, nichts hatte das Beten

fremde Lehre ablehnten, so ist das die christliche Einstellung, die für das Glaubensleben anderer Menschen kein Verständnis aufbringen kann. Daß fromme Heiden das Christentum aus Liebe und Treue zu ihrem arteigenen Glauben abweisen, ist dieser Einstellnng ebenso unfaßlich, wie die Tatsache, daß der dabei geäußerte Stolz eben das sicherste Zeichen der noch festen Verwurzelung im heidnischen Glauben war.

[3]) S u g g e s t i o ! Dieses interessante Wort kommt hier wohl zum ersten Male in der Bedeutung der christlichen Beeinflussung vor.

[4]) Gregor v. Tours, „Fränkische Geschichte", Bd. 2, Kap. 10.

[5]) Aprunkulus, Bischof im burgundischen Langres, wurde damals der geheimen Verbindung mit den Franken beschuldigt.

und Psalmieren der in Cambrai eingeschlossenen Bevölkerung genützt. Thors Hammer hatte die festesten Mauern zerschlagen. Das Christentum war im Holmgang gegen das Heidentum unterlegen. War es denkbar, daß sich freie germanische Bauern der Religion der städtischen Pöbelhaufen anschließen würden?

6.

Über die „Bekehrung" Chlodowechs ist unendlich viel geschrieben worden. Nachdem die weltlichen Historiker immer wieder die überwiegend politischen Erwägungen im Entschluß des Frankenkönigs erkannt hatten, fühlten sich die Kirchenmänner veranlaßt, in der Meinung, daß das Christentum dem Heidentum an sittlicher Kraft „überlegen" sein müsse, nach religiösen Motiven zn suchen. Rettberg [1]) bemüht sogar den „heiligen Geist", der die Seele des Königs reingewaschen hatte „von den schmutzigen Flecken des Heidentums".[2])

Allerdings war dieses „Reinwaschen" völlig vergeblich, und der „heilige Geist" müßte sich, seine „Heiligkeit" vorausgesetzt, schwer geirrt haben. Denn der neugetaufte Christ ermordete bald darauf kaltblütig seine sämtlichen Blutsverwandten.

Eine religiöse Begründung versucht die Sage vom Wunder der Alemannenschlacht zu geben. Sie krankt aber an innerer Unmöglichkeit. Der Heide Chlodowech soll in der höchsten Not, als sein Heer schon zu fliehen begann, Christus angerufen und seine Götter, die ihn zu zahllosen Siegen geführt hatten, geschmäht haben. „Jesus Christus, gewährst du mir jetzt den Sieg über diese meine Feinde, ... so will ich an dich glauben und mich taufen lassen ... nur entreiße mich erst aus der Hand meiner Widersacher!" soll der König in der Schlacht gerufen haben.

Es ist die typische Tendenzsage, wie wir sie so häufig dann finden, wenn etwas dem Volke unehrenhaft Erscheinendes bemäntelt oder etwas psychologisch Unverständliches harmlos erklärt werden soll. Sie verrät die niedrige Gottesvorstellung der christlichen Erfinder, aber sie begründet den Glaubenswechsel Chlodowechs nicht. Jener Ausruf, nach dem die Ware erst abgegeben werden soll, wenn der Preis gezahlt ist, atmet mehr den bekannten Geschäftsgeist alttestamentlicher Patriarchen, als daß er die „naiv zynische Selbstsucht" [3]) eines germanischen Fürsten beweist.

Wenn wir die Tatsachen, wie sie die Quellen überliefern, nüchtern betrachten, so ergeben sich zwei Ursachen der „Bekehrung" Chlodowechs, die von entgegengesetzten Seiten ausgehen, sich aber in ihrer Wirkung treffen und addieren. Die erste war eine rein politische Erwägung des Königs, die andere eine „meisterhaft" durchgeführte Intrigue der christlichen Kirche. Das Wesentliche dabei ist, daß die Politik Chlodowechs nicht seiner eigenen Taufe bedurfte, um ihr Ziel zu erreichen, daß sie aber von der Kirche benutzt wurde, ihre Macht über den König und das Siegervolk auszudehnen. Chlodowech gab der Religion des römischen Feindes die Hand zum Frieden, weil er glaubte, damit politisch richtig zu handeln, aber die Kirche nahm den ganzen Menschen und ein großes Volk. Die in zweihundert Jahren geschliffene Diplomatie der römischen Kirche war der germanischen Kraft dann am meisten überlegen, wenn sie mit ihr paktierte.

---

[1]) Rettberg, „Kirchengeschichte Deutschlands", Bd. 1, S. 175.
[2]) Gregor v. Tours, „Fränkische Geschichte", Bd. 2, Kap. 31.
[3]) Felix Dahn, „Urgeschichte".

Chlodowech hatte sich wohl im Anfang ein friedliches Nebeneinander der beiden Völker und Religionen gedacht. Er selbst war überzeugter Heide. Noch ein Jahr vor seiner Taufe sprach er gegen das Drängen des angreifenden Christentums: „Euer Gott ist augenscheinlich ein ohnmächtiges Wesen und, was noch schlimmer ist, nicht einmal vom Stamm der Götter." [4]) Dem germanischen König, der seinen Blutstamm selbst auf die Götter zurückführte, mußte die dürftige Abstammung des „Menschensohnes" unwürdig erscheinen.

Die Politik des friedlichen Nebeneinanders wurde durch die Tatsachen erzwungen. In den weiten Gebieten zwischen Seine und Loire, ferner südlich der Städte Soissons, Reims und Paris und in der Aremorika war die Mehrzahl der Bevölkerung römisch-christlich. Wohl waren die römischen Landgüter an fränkische Großbauern abgegeben, aber die arbeitenden Kolonen waren Christen. In den Städten lagen fränkische Besatzungen und herrschten fränkische Grafen, die Bürger aber waren fast alle Römer. Sehr bald zeigte sich dort, was Ambrosius von Mailand triumphierend gesagt hatte: „das Reich stürzt in Trümmer, aber der Kirche starker Nacken bleibt ungebeugt." [5]) Die Bischöfe der Städte traten nach dem Zusammenbruch der römischen Staatsgewalt als Führer ihrer Gläubigen den fränkischen Siegern mit Selbstbewußtsein gegenüber, führten die Verhandlungen vor der Übergabe und verkehrten durch Gesandtschaften mit dem Königshof. Die fränkische Führung erfuhr zum ersten Male, wie stark die Organisation der katholischen Kirche war, und welche Machtfülle im Amte des christlichen Priesters lag. Da ein Vertreiben oder Aufsaugen dieser christlichen Massen durch die dünne Schicht der Sieger unmöglich war, mußte ihnen die religiöse Freiheit und Gleichberechtigung gewährt werden.

Chlodowech suchte aus diesen Gründen die Schäden, die die Kirche bei der Eroberung erlitten hatte, wieder gut zu machen. Erbeutetes Kirchengut wurde zurückgegeben,[6]) ja Bischöfe und Kirchen aus der Beute noch beschenkt. Das Zusammenleben der beiden Bekenntnisse, Heidentum und Christentum, sollte auch im Königshause sein Abbild finden. Chlodowech duldete die Taufe seiner Schwestern Lantechild und Audefled; Albofled, die dritte Schwester, blieb Heidin. Er selbst heiratete die schöne, aber fanatisch christliche Chlodechilde, eine burgundische Prinzessin. Während sein Erstgeborener, Teuderich, der Sohn einer Nebenfrau, Heide bleiben sollte, ließ er, allerdings erst nach langem Drängen Chlodechildes, die Taufe ihres ersten Sohnes zu.

Hier wird die unterirdische Arbeit der katholischen Kirche sichtbar. Gelang es nach dem Mißerfolg der Mission unter den fränkischen Bauern, den König, der von seinen Kriegern vergöttert wurde, zu gewinnen, so hatte das Christentum gesiegt.

Während der Angriff des Christentums im römischen Weltreich von unten her, durch Aufwiegeln der besitzlosen Massen [7]), begann, stellte es sich beim Einbruch in die germanischen Stämme geschickt um: entsprechend dem ständischen Aufbau dieser Staaten, der auf Macht und Besitz, Gefolgschafttreue und Verehrung beruhte, drängte sich die fremde Lehre geschickt an die Fürsten heran. Statt der revolutionären kommunistischen

[4]) Gregor von Tours, Bd. 2, Kap. 29.

[5]) Epistol. 1, 3.

[6]) Gregor v. Tours, Bd. 2, Kap. 27.

[7]) „Abscheu der Menschheit" hatte Tacitus die Christen genannt, weil sie kein Vaterland und kein Volksgefühl mehr hatten, den Staat als Sünde und die Volksgrenzen als verwerflich betrachteten.

Idee, die ihr einst so große Erfolge gebracht hatte, stützte sie sich bei den Germanen auf das Vorbild und die Autorität der Führer.[8])

Der Mittelpunkt der geheimen christlichen Arbeit war Reims. Wir wissen, daß zwischen der Königin uud dem Bischof Remigius, dem Gregor vou Tours „hohe Beredsamkeit" nachrühmt, die geheimen Boten hin und her gingen. Auch mit anderen Bischöfen im Frankenreich und im Lande der Burgunder stand die eifrige Christin in schriftlichem Verkehr.

Nun begann auf Anweisung der Bischöfe die Bearbeitung des Königs. „Unaufhörlich", schreibt Gregor vou Tours, drang Chlodechilde in ihn, sich taufen zu lassen. Aus ihren Reden hört man nur allzudeutlich den christlichen Priester sprechen. Die Schmähungen des Saturn, Mars, Jupiter und Merkur hat sie wörtlich aus den Briefen des Reimser Bischofs entnommen.[9])

Die längst überholte römisch-christliche Apologetik und die Zitate aus Vergils Aeneis machten allerdings auf den heidnischen König so wenig Eindruck, daß sie es mit stärkeren Waffen versuchen muß. Die altbewährten Suggestionmittel des kirchlichen Pompes, schimmernde Kerzen und Weihrauch, herrliche Teppiche, die über alle Straßen gebreitet werden, und buute Decken sollten bei der Taufe ihres Sohnes erreichen, was der Überzeugungkraft der christlichen Lehre nicht gelang. Der Palast des Königs war ein einfaches Bauernhaus, verglichen mit der Pracht der christlichen Basilika an jenem Tage.

Aber die „Wohlgerüche des Paradieses" verfehlten auch jetzt noch ihr Ziel. Im Gegenteil! Als das Kind kurz nach der Taufe starb, „da schwoll dem König die Galle und er schalt heftig die Königin". Es reute ihn die Taufe, denn er fühlte, daß er seinen Gottglauben schon halb verraten hatte, als er dem Drängen der geliebten Frau nachgab. Er wollte aber bei seinem Glauben bleiben, „auf keine Weise konnte er bekehrt werden", schreibt der Bischof von Tours noch 496 von ihm.

Da spielte das Christentum seinen stärksten Trumpf aus. Remigius wußte von den hochfliegenden Plänen Chlodowechs, das reiche Burgund im Süden Galliens und das gotische Aquitanien zu gewinnen. Diese Raubzüge konnten nur gelingen, wenn die römisch-katholische Bevölkerung jener Länder unter Führung ihrer Bischöfe auf seiten des Frankenkönigs stand. Die entscheidenden Besprechungen führte der kluge Ränkeschmied Remigius selbst. „Heimlich" [10]) erschien der Priester, vou Chlodechilde eingeführt, am Hofe von Soissons. Der christliche Religionunterricht, den er dem sehr nüchtern denkenden König erteilte, dürfte hochpolitisch gewesen sein und in dem Angebot geendet haben, die gesamte Macht der Kirche für die Ziele des Frankenfürsten einzusetzen. Als Preis wurde die Taufe Chlodowechs und seines Volkes verlangt. Der christliche Verrat an den burgundischen und gotischen Herren war eine große Forderung wert.

---

[8]) „Du bist das Haupt des Volkes, das Volk aber ist nicht dein Haupt. So oft du zum Kriege ausziehst, gehst du ja voran den Heerscharen und jene folgen dir, wohin du sie führst. Also ist es auch besser, daß du nun vorangehst und sie die Wahrheit dadurch erkennen, als daß du verderbest und sie im Irrtum verharren!" ruft der christliche Priester dem Burgunderkönig zu, der sich heimlich, also ohne daß sein Volk es erfährt, katholisch salben lassen will. Der Bischof macht die Salbung davon abhängig, daß der König sein Volk nach sich zieht. (Gregor v. Tours, Bd. 2, Kap. 34.)

[9]) Warum greift die eifrige Christin nicht die fränkischen Heidengötter an? Kennt sie sie nicht? Wie mag der König gelacht haben, als sie mit Saturn und Merkur, den alten Reminiszenzen aus der christlich-römischen Apologetik kam! Oder sollte auch hier die mittelalterliche Fälschungaktion gewirkt haben?

[10]) „clam" und „secretius"! Zweimal betont dies Gregor v. Tours.

Da entschloß sich der Herrscher des großen Frankenreiches zum Verrat am Glauben seiner Väter.

Wie kam diese Wandlung? War es eine wirklich innere Bekehrung, die Überzeugung von der Höherwertigkeit des Christentums? Den Christen selbst ist diese Möglichkeit im Hinblick auf die späteren Schandtaten des „bekehrten" Königs peinlich. Sie ist auch nach seinem Charakterbild nicht anzunehmen. Es war der Entschluß eines kalten Rechners [11]) und doch eines Mannes, der nicht mehr innerlich frei war, nachdem er der fremden Geistesmacht die Hand gegeben hatte. Er wurde Christ aus Überlegung, aber er verlor sein Heidentum aus einem inneren Treubruch. Dem Christentum genügte dies: es lag ihm am König, nicht am Menschen Chlodowech.

7.

Die geheimen Verhandlungen mit Remigius drohten sich im letzten Augenblick noch zu zerschlagen. Der von seinen Kriegern so gefeierte Herrscher wagte es nicht, den Franken offen seinen Abfall vom heimischen Glauben mitzuteilen. „Das Volk, das mir folgt, duldet es nicht, seine Götter zu verlassen!" [1]) Deshalb also die Heimlichkeit des Verkehrs mit dem christlichen Bischof.

Die Kirchenhistoriker sprechen von dem Verfall des germanischen Gottglaubens in jener Zeit.[2]) Er hätte im Leben des Volkes keine Rolle mehr gespielt und sei deshalb reif zum Untergang gewesen. Eine einzige solche Bemerkung wie jenes Wort Chlodowechs belehrt uns eines anderen.

Zwar kannte der germanische Gottglaube nicht das wortreiche Getön orientalischer Religionen, fremd war ihm deren Fanatismus, der sich in dauernden Streitigkeiten um den „rechten Gott" austobte. Er war wortkarg, „unartikuliert", wie ihn Neckel nennt.[3]) Doch wurde er nicht weniger treu im Herzen bewahrt als der Glauben anderer Völker.[4])

An eine „Bekehrung" des Frankenvolkes, das die sieghafte Kraft seines Glaubens in den Kämpfen erlebt hatte, war kaum zu denken. Chlodowech wußte das, hier konnte nur Jahwe durch ein Wunder helfen. Und er tat es! Als der König sich nach langem Zögern entschlossen hatte, seinen Übertritt mitzuteilen, rief, durch „Inspiration des heiligen Geistes" veranlaßt, „alles Volk", noch ehe er den Mund auftat: „wir verlassen die sterblichen Götter, gnädiger König, und sind bereit, dem unsterblichen Gott zu folgen, den Remigius predigt."

Wohl selten war ein christliches „Wunder" so durchsichtig, wie dieses! Hinter der

---

[11]) Bischof Niketius von Trier nennt ihn in einem Briefe an die Langobardenkönigin Chlodoswinda einen „Mann scharfen Geistes".

[1]) Gregor v. Tours, Bd. 2, Kap. 31.

[2]) Hauck, „Kirchengeschichte", Bd. 1, S. 104 und 159.

[3]) Gustav Neckel: „Altgermanische Kultur", S. 119.

[4]) Wenn Hauck als Beweis für seine Behauptung, der germanische Glaube hätte keine Rolle mehr im Volke gespielt, die Tatsache ansieht, daß das salische Gesetz so wenig von heidnischer Religion enthalte, so kennt er eben das Wesen dieser Religion nicht. Das germanische Heidentum war sich einer Religion überhaupt nicht bewußt. Das Göttliche durchwebte das tägliche Leben, es wohnte im Saal, wo um den Hochsitz des Hausherrn und der Hausfrau sich Sippe, Gäste und Gefolge versammelten, es lebte im Berge, wo die Ahnen ruhten und im Eichenhain, wo Weihefeste gefeiert wurden, am hellsten aber im eignen Herzen. Nur sprach man nicht viel davon!

„zuvorkommenden Machtwirkung“ [5]) Jahwes stand der schlaue Priester Remigius. Zunächst ist die Frage zu stellen: wer war dieses „alles Volk“? So wichtige Beschlüsse, wie das Verlassen des väterlichen Gottglaubens, gehörten nach germanischer Sitte vor die Versammlung der Freien, bei den Franken war es das „Märzfeld“, da nach dem Erstarken der merowingischen Königsmacht die Thingversammlung nicht mehr üblich war.

Nach Gregors Bericht handelte es sich um eine Versammlung der „Seinigen“ (sui), die unter Mitwirkung des Bischofs und der Königin sorgfältig ausgelesen waren, und denen Remigius vorher „gepredigt“ hatte. Bei dieser Predigt werden alle Mittel der Beeinflussung angewandt worden sein, von der leisen Nötigung mit dem Hinweis auf die königliche Gunst bis zur plumpen Bestechung, die im christlichen Frankenreich jetzt der allgemeine Weg zum Erfolg wird. Die Auswahl der Höflinge war so getroffen, daß diese zweifelhaften Mittel verfangen mußten. Charaktervolle Männer waren nicht darunter. Das Ergebnis der Befragung stand vorher fest, die Claqueure waren verteilt. Nun konnte der Bischof, um den Schein zu wahren, verschwinden.

Die Inszenierung solcher Wunderversammlungen hat die Kirche in der Geschichte noch oft und mit wachsendem Erfolg geübt. Je mehr der christliche Glaube wuchs, um so enger wurde das Gebiet der gesunden Kritik. Das Volk sah bald nicht mehr das Augurenlächeln der Priester. Kaum war die Versammlung vorüber, da erschien „hocherfreut“ [6]) der Bischof wieder und befahl, „das Taufbad zu bereiten“. In weißem Taufhemd schritt der König mit 364 edlen Franken (nach Gregors Bericht sollen es 3000 gewesen sein) zur Kapelle. Allen Pomp, dessen sie fähig war, bot die Kirche dabei auf. Galt es doch, auf die Abseitsstehenden zu wirken, vor allem aber die „überlegene christliche Kultur“ zu zeigen. Alle Bischöfe des eroberten Frankenlandes waren erschienen, und viele — das ist besonders wichtig — aus den arianischen Nachbarreichen der Goten und Burgunder. Das geheime Bündnis mit der überstaatlichen Macht der katholischen Kirche konnte jetzt offen gezeigt werden. Der Landesverrat burgundischer und gotischer Bischöfe scheute hinter dem Schild des mächtigen Frankenfürsten nicht mehr das Licht der Öffentlichkeit.

Der Jubel der Christenheit über diesen Sieg war grenzenlos. Gregor von Tours nennt den Frankenkönig, der nun der Liebling Jahwes und aller Heiligen und Bischöfe geworden ist, den neuen „Konstantin“, der zum Taufbad ging, „sich reinzuwaschen von dem alten Aussatz und sich von den schmutzigen Flecken, die er von alters her gehabt, in frischem Wasser zu reinigen“. „So sprach der bornierte Fanatismus der Christenpriester, die Schönheit, Tiefe und Erhabenheit des germanischen Götterglaubens zu erfassen nicht in der Lage waren, von dem ehrwürdigen Glauben der Ahnen dieses Königs.“ [7]) Remigius, der den Taufakt vollzieht, rief triumphierend: „beuge den Nacken, gesänftigter Sigamber, bete an, was du verbrannt, verbrenne, was du angebetet hast!“ Papst Anastasius schickte sofort eine Gesandtschaft mit einem begeisterten und schmeichelhaften Schreiben, und Bischof Avitus von Vienne verlangt in seinem berühmten Brief die sofortige „Aussendung von Heidenbekehrern“ und den Waffenkampf gegen die Ungläubigen. „Bald wird nun Gott“, so heißt es dort, „das ganze Volk der Franken sich zu eigen gemacht haben. So versäume denn nicht, o König, vom Horte deines Glaubens

---

5) Gregor v. Tours, Bd. 2, Kap. 31.
6) Gregor v. Tours, Bd. 2, Kap. 31.
7) Felix Dahn, „Urgeschichte“, Bd. 3, S. 54.

zu spenden denjenigen Völkern, welche noch im Heidentum leben. Die Gesamtheit feiert deine Triumphe mit; auch die Kirche nimmt teil an deinem Glück: s o o f t d u k ä m p f s t, s i e g t s i e!" Zuletzt kommt der heilige Geist selbst in Gestalt einer Taube und bringt ein Fläschchen mit Salböl für die Taufe.

„Verbrenne, was du angebetet hast!" Das war Ziel und Zweck des geheimen Vertrages, den die Kirche geschlossen hatte. Dieses haßerfüllte Wort christlicher Unduldsamkeit steht von nun an wie in Flammenschrift über der Frankengeschichte der nächsten 300 Jahre bis zu jener grausigen Bluttat bei Verden an der Aller. Fränkische Waffen ebneten dem Christentum den Weg ins Herz Germaniens. Die tapferen Völker der Friesen, Alemannen und Sachsen lagen an seinem Blutweg. Aber welch klägliche Ohnmacht zeigt jenes Wort. Nicht auf die sieghafte Reinheit und Höhe der christlichen Lehre oder auf ihre überzeugende Kraft vertraute die Mission bei den Germanen von Remigius bis Bonifatius, sondern auf die Waffengewalt der fränkischen Herrscher.

8.

Die Franken selbst waren die ersten, die den Priesterhaß zu fühlen hatten. Zwar hält sich Chlodowech selbst im Anfang noch zurück. Es traf ihn schwer, daß ein Teil des Adels, empört über seinen Verrat am väterlichen Gottglauben, mit allen Gefolgen zu Ragnachar, dem fränkischen Fürsten im Gebiet der Maas und Schelde überging. Doch gab er den Priestern (so war es verabredet) völlige Freiheit, das Heidentum im Lande zu vernichten, ja, er unterstützte sie durch reiche Schenkungen von Gütern, Land und Anteilen der Kriegsbeute. Die frommen Männer nahmen gern das Geschenkte, auch wenn es geraubtes Gut war. Der „geistliche Vater" des Königs, Remigius, schuf sich auf diese Weise einen Riesenbesitz in den Vogesen, der nach ihm „Remigiland" genannt wurde.

Unter der wohlwollenden Duldung der Regierung wurde jetzt eifrig die Ausrottung des Heidentums betrieben. Bei den Höflingen, die nach Chlodowechs Taufe noch Heiden geblieben waren, und bei den Beamten des Reiches, den Grafen, Herzögen und Truppenführern gelang es durch Drohung und Nötigung verhältnismäßig leicht, das Ziel zu erreichen. Doch gab es auch unter diesen Männern eine Anzahl, die trotz priesterlichen Drängens ihrem Glauben treu blieben, und auch dem von ihnen verehrten König gegenüber ihre Meinung vertraten. Chlodowech selbst war ein zu kluger Taktiker, als daß er diese Männer, die er wohl als die Charaktervolleren erkannte, mit offener Gewalt zur Annahme der Fremdreligion zwang.[1])

Bei den fränkischen Bauern aber stieß die Mission auf heftigen Widerstand, und zwar zunehmend vom Süden nach dem Norden des Reiches. Ein Menschenleben lang predigte der „heilige" Wedast, von Remigius beauftragt, in Arras und Umgebung, ohne sein Ziel zu erreichen.

Inzwischen hatte die Kirche Gelegenheit, ihrerseits das geheime Versprechen einzulösen. Im Burgunderkrieg (500) nnd beim Überfall auf das westgotische Aquitanien gingen die römischen Bischöfe und ihre christ-katholischen Gemeinden offen zu Chlodowech über. Der Krieg wurde von der Kirche als Kreuzzug ausgerufen. Ungeheurer Verrat ist

---

[1]) Nach der Vita Vedasti erregte es die Empörung des Heiligen, daß an der Tafel des Königs eine Anzahl Heiden mitspeisten.

damals unter dem Trugbild von „Wundern" verübt worden. Die in den christlichen Geschichten so oft erscheinende himmlische Hirschkuh zeigte dem frommen König eine Furt über den Viennefluß. In Wirklichkeit war ihm von römischen Christen heimlich Nachricht gebracht worden. Nachts sahen die erschrockenen Franken „einen Feuerglanz von der Kirche des heiligen Hilarius zu Chlodowechs Zelt hinübergehen, damit er um so schonungsloser (!), von dem Licht des heiligen Bekenners geleitet, die ketzerischen Scharen niedermachen sollte".[2]) In vielen Orten, so in Poitiers, Saintes und Bourges werden, wenn die Franken kommen, die Stadttore von Bischöfen und Priestern geöffnet und die gotischen Besatzungen überfallen. Die Mauern von Angouleme stürzen „von selbst" ein, als der gesalbte König sie anblickt! Der Bischof von Rodez aber treibt den Landesverrat so offensichtlich, daß ihn seine eigenen Schäflein gemeinsam mit der gotischen Wache gefangen nehmen und aus der Stadt hinausjagen.

Der Bund Chlodowechs mit dem Christentum trug für beide Partner reiche Früchte. Die Bischöfe erhielten nngeheure Schenkungen aus den erbeuteten westgotischen Schätzen.

Nach Einverleibung von Aquitanien, der Auvergne, der Gascogne, von Toulouse und des Landes nördlich der Garonne war die Macht der christlichen Kirche gegenüber dem Heidentum weiterhin beträchtlich erstarkt. Die einwandernden Franken bildeten dort nur eine dünne Schicht gegenüber den Massen der christlich-römischen Bevölkerung. Die Kirche drängte nun aus dieser Machtstellung heraus auf wirksamere Bekämpfung des Heidentums. Diese Aufgabe hatte die erste fränkische Synode zu Orleans (511). Da starb Chlodowech, erst 45 Jahre alt.

Die Verchristung des fränkischen Volkes hatte in den 15 Jahren seit Chlodowechs Taufe nur geringe Fortschritte gemacht. Wohl hatte in den südlichen und westlichen Gebieten der germanische Glaube bei den einzelnen Hofbesitzern in der christlichen Umgebung oft nicht standgehalten, aber im Norden, im Pas de Calais, in Belgien und Holland war fast alles noch heidnisch. Mit fanatischem Eifer gingen jetzt die christlichen Priester unter den Söhnen Chlodowechs an die Bekehrung. Unter Teuderich I. wurde die ganze Gegend von Trier mit Klerikern aus Clermont überschwemmt.[3]) Unter dem Schutz der Waffeu setzte ein wilder Vernichtuugfeldzug gegen die germauischen Weihtümer ein. Der Diakon Gallus, ein besonders eifriger Missionar, drang in der Nähe von Köln in einen heiligen Hain, allerdings in Abwesenheit der fränkischen Bauern, ein, zerschlug die Weihgeschenke der frommen Heiden und zündete das zu einem Volksfest geschmückte Heiligtum an. Die Heiden sahen den Ranch und verfolgten den eifernden Priester, der sich unter den Schutz des Königs flüchtete. Diesem gelang es nur mit Mühe, den Frevler vor der empörten Menge zu schützen.

Auch die heilige Radigundis, die Gemahlin des Königs Chlotars, errang sich durch Verbrennung eines fränkischen Heiligtums[4]) einen Platz im christlichen Himmel. Ein anderer Priester mit dem germanischen Namen Wulflaich wütete in der Gegend von Trier gegen die heiligen Gebräuche der Heiden. Das Singen und die Reigen der jungen Mädchen zu Ehren der Frühlingsfeier hatten es dem Finsterling angetan. Die Sinn-

---

[2]) Gregor v. Tours, Bd. 2, Kap. 37.

[3]) Gregor v. Tours, Vit. patr., Bd. 6, Kap. 2: multos clericos ex civibus Arvernis adduxit.

[4]) Vit. Radegundis: fanum, quod a Francis colebatur.

bilder wurden von den fanatischen Christen „mit Hämmern zerschlagen und zu Staub zermalmt".[5])

Nach der 2. Synode zu Orleans (535) begann der germanische Gottglaube den Verzweiflungkampf um sein Bestehen, einen Kampf, den die Geschichte nicht überliefert hat, den wir aber rückschauend aus den Beschlüssen der vielen Synoden und aus den Regierungbefehlen erkennen können. Das organisierte Christentum ging in allen Teilen des Reiches unter staatlichem Schutz zum Angriff über. Zuerst wurde das schon eroberte Gelände ausgebaut: den Getauften wurde bei strenger Strafe die Berührung mit den heidnischen Volksgenossen verboten. Beteiligung an Frühlings- und Erntefesten wurde mit Exkommunikation geahndet, eine Strafe, die den Verlust des Seelenheiles nach sich zog. Alles, was an die naturfreudige, germanische Zeit erinnerte: die feierliche Verlobung des jungen Paares unter der Dorflinde, der Treubund der Waffengefährten an einer heiligen Quelle, der Maientanz der Jugend wurden als teuflische Verbrechen erklärt. Demgegenüber sollten sich die Getauften als höherstehend und bevorzugt fühlen, als eine besondere Gemeinschaft der „Heiligen" den „Barbaren" gegenüber. Unter den Christen wurde bewußt von der Priesterschaft eine ungesunde Überheblichkeit großgezogen, die in grellem Widerspruch zu der kniefälligen Demut in den christlichen Tempeln stand. Ein klaffender Riß zog sich jetzt mitten durch das Volk.

Diese Zwangsmaßregeln der „Religion der Liebe" hatten aber teilweise den entgegengesetzten Erfolg. Ein Synodalbericht erwähnt mit innerer Empörung die „betrübliche" Tatsache, daß eine große Anzahl von Christen wieder zum alten väterlichen Gottglauben zurückkehrte.

Unter dem kirchenfrommen Childebert I. (gest. 558) gelang der kämpfenden Kirche der letzte Wurf: eine königliche Verfügung vernichtete die bis dahin immer noch bestehende Religionfreiheit. Der germanische Glaube und seine Anhänger wurden vogelfrei. Offen sagt dieser Befehl, daß es der *Überzeugungkraft der Bischöfe und der christlichen Lehre unmöglich sei, das Ziel zu erreichen; es müsse die ganze Macht des Staates jetzt eingreifen.* Sämtliche Sinnbilder und Heiligtümer im Reiche müssen vernichtet werden. Wer die christlichen Priester daran hindert, wird vor den König gestellt. Alle heidnischen Gesänge, Feiern und Reigen werden gewaltsam unterdrückt. Bei Übertretung der Vorschriften werden Unfreie mit 100 Schlägen gezüchtigt, Freie werden eingesperrt, „damit wer auf heilsame Worte nicht hört, durch leibliche Qual zur Genesung des Geistes gelange." [6])

Das Heidentum war damit staatlich verboten. Es flüchtete sich vor den wachsamen Augen der Priester nun ins Innere der Familie, hinter verschlossene Türen, in viele Sitten und Gebräuche, in Sprichwörter und Märchen, ja, zum Entsetzen der Eiferer, getarnt in die christlichen Tempel hinein. Die Synoden von Tours und Auxerre (567) stellten fest, daß der germanische Glaube immer noch lebe. Statt in den Kirchen legte das Volk seine Gelübde lieber an den vertrauten heiligen Orten ab, unter alten Bäumen, an Quellen und Felsen. Die erschrockenen Priester hatten entdeckt, daß die alten heidnischen Gesänge, Reigen und Gebräuche unter einem dünnen christlichen Gewand weiter lebten: an Petri Stuhlfeier ehrte man die Toten durch Opfergaben und am Tag des

---

[5]) Gregor v. Tours, Bd. 8, Kap. 15.

[6]) Rettberg: „Kirchengesch. Deutschlands, § 43, S. 287.

gallisch-fränkischen Nationalheiligen Martin von Tours schmausten die Bauern und tanzten die Mädchen des Nachts — in der Kirche!

Trotz aller Verbote, Drohungen und Strafen gelang dem Christentum noch lange kein vollkommener Sieg. Die Synode von Reims 624 stellt erbittert fest, daß es immer noch Heiden gab, die hartnäckig ihr Seelenheil verschmähten. So war fast das gesamte Landvolk um Amiens, Tournai, Noyon und in Flandern noch heidnisch. Mit den schwersten Strafen ging jetzt die Kirche und der mit ihr verbündete Staat gegen die Franken vor, die sich nicht daran gewöhnen konnten, die jüdisch-christlichen Sabbatgesetze zu halten. Außer der Zubereitung von Speisen war an diesem Tage keine Arbeit erlaubt.

Um 650 erst mag das Heidentum in Neustrien, dem Westen des Frankenreiches, verschwunden sein. Im Osten, in Austrasien, hielt es sich noch jahrhundertelang.

Das heute noch in vielen Geschichtebüchern stehende Urteil, daß die Franken das Christentum freiwillig, freudig und „überraschend schnell" angenommen hätten, ist eine Legende. Es ist auch hier von der Nachtseite des Lebens eingedrungen. Ein Geschäftsvertrag zwischen Priester und Herrscher hatte ihm das Tor geöffnet. Von der erkauften Machtstellung aus wurde das Gelände mit rücksichtloser Gewalt erobert. Nicht die innere Kraft und sittliche Höhe der einmaligen Offenbarung, sondern die straffe Organisation der Kirche und die in Jahrhunderten geschulte, verschmitzte Diplomatie der Priesterschaft haben den Sieg über den germanischen Glauben errungen. Dort wo fromme und ehrliche Christen jenen anderen Weg versuchten, erlebten sie bei den Germanen fast immer einen völligen Mißerfolg. Das wird von den Quellen jener Zeit offen zugegeben.[7])

9.

Das Christentum brachte dem fränkischen Königshause Landgewinn und die Hilfe der unterworfenen Bevölkerung, es raubte dem fränkischen Volke die Geschlossenheit seiner Art und die Höhe heidnisch-germanischer Sittlichkeit. Unter dem Einfluß der Fremdreligion entartete die Seele dieses Volkes.

Um die Zusammenhänge verständlich zu machen, bedarf es einer kurzen Betrachtung des Christentums, das den Franken gebracht wurde, und der Christen, die es brachten.

Gallien war ein christliches Land, als die Franken seine Grenzwälle zerschlugen. Die letzten Reste keltischen Heidenglaubens waren eben zerstört worden. Zahlreiche Klöster und Kirchen sorgten für die Befestigung der christlichen Lehre. Jede Stadt hatte ihren Bischof und ihren Heiligen. Der Klerus war straff organisiert. An den Sonntagen strömte das Volk in die Kirchen, bei Prozessionen und Heiligenfesten konnten diese die Menge der Gläubigen nicht fassen.[1]) Hinter dieser Kirchenfrömmigkeit aber verbarg sich

---

[7]) Der Friesenapostel St. Amand predigte bei den Friesen viele Jahre lang ohne den geringsten Erfolg, bis er sich von König Dagobert die Zwangsgewalt des fränkischen Staates erbittet. Da erst zeigte sich die „Sehnsucht der Germanen nach dem Christentum". Auch der Priester Wickbert ließ unter den Friesen, wie Beda 1 berichtet, völlig vergeblich „das himmlische Heerhorn erschallen". Selbst der große Bonifatius schrieb in einem Briefe an den Papst (Bonifatius epistol. 38): daß er, „ohne die Gewalt fränkischer Waffen nichts auszurichten vermöge in der Bekämpfung der Heidengötter." (F. Dahn, „Urgeschichte", Bd. 3, S. 772.) Dieses ehrliche Wort des „Apostels der Deutschen" dürfte schwerer wiegen als das Gerede deutscher Theologen vom Erlösungbedürfnis der heidnischen Germanen.

[1]) Sidonius Apollinaris Epist. 2, 5, 17.

ein tiefer sittlicher Verfall. Das Bild, das zeitgenössische Schriftsteller, vor allem Bischof Salvian von Marseille und der Rhetor Claudius Marius Viktor, von Gallien entwerfen, ist ein grauenhaftes. Offen geben diese Männer es zu, daß die römische Welt nach der Christianisierung schlechter geworden war als vorher. Die altrömischen Ideale des Dienstes am Staate, das Zurücksetzen der eigenen Interessen hinter das Gemeinwohl waren durch fremde Gedankenwelt zersetzt worden. Das Christentum hatte nichts Staats- und Volkserhaltendes an ihre Stelle zu setzen. Martin von Tours, der Nationalheilige, forderte für einen echten Christen die Entlassung aus dem Heere am Tag vor der Schlacht.[2])

Wie sollte eine Religion, die sich durch Gewinnung der Pöbelmassen und Unterwühlen des Staatsgedankens Eingang verschafft hatte, das Reich erhalten können? Eine Lehre, die ihrem Wesen nach den völkischen Zusammenhalt auflösen mußte, konnte ein Volk nicht fähig machen, die politischen Stürme der Zeit zu bestehen.

Nach dem Auflösen der staatlichen Gewalt war das Christentum nicht einmal in der Lage, die in heidnischer Zeit noch herrschende Sittlichkeit zu erhalten. Der innere Verfall und die Entartung gingen „parallel mit der Zunahme der Zahl der Christen.“ [3]) Die schärfsten Worte findet Salvian, um die Lasterhaftigkeit des Volkes zu schildern. Daß er nicht nach Art christlicher Moralprediger übertreibt, beweisen die vielen bis ins einzelne gehenden Beispiele, die er in seinem Buch „über die göttliche Weltregierung“ bringt.

Kein Mensch kümmerte sich mehr um Volk und Staat. Eine wahnwitzige Gier nach Genuß hatte die meisten ergriffen. Während die Franken die Mauern Triers berannten, lagen die Vornehmen der Stadt beim Gastmahl, „vollgefressen, betrunken, brüllend wie wahnsinnig!“ In Köln war es nicht anders. Die christlichen Gemeinden nannte er trotz ihrer Kirchenfrömmigkeit einen „Auswurf von Lastern“.[4]) „Wieviele Glieder der Kirche finde man, die nicht Trunkenbolde, Schwelger, Ehebrecher, Hurer, Räuber, Schlemmer, Diebe oder Mörder seien? Ich frage,“ so ruft er aus, „das Gewissen aller Christen: wer ist davon nicht etwas oder alles? Man findet leichter einen, der alles das ist, als einen, der nichts davon ist; denn beinah das ganze Volk ist sittlich so herabgekommen, daß es in der Christenheit gewissermaßen eine Art Heiligkeit ist, weniger lasterhaft zu sein!“ [5])

Für Geld konnte man in diesem verwahrlosten aber christlichen Volke alles haben. Sämtliche Beamtenstellen war käuflich. Bei Bischofswahlen spielte die Bestechung die Hauptrolle. Die Bestechunggelder mußten nach Erlangung des Amtes wieder aus der Bevölkerung herausgepreßt werden, dadurch wuchsen Steuern und Kirchenabgaben bis ins Unerträgliche. Ein wüster Kapitalismus und Zinswucher breitete sich aus, auf der anderen Seite verarmten weite Volksschichten.

Orientalischem [6]) Geist ist das Beieinanderwohnen von sinnlicher Leidenschaft und

---

[2]) Hauck, „Kirchengeschichte“, Bd. 1, S. 53.

[3]) Hauck, „Kirchengeschichte“, Bd. 1, S. 63. (Siehe auch: „Verschüttete Volksseele“.)

[4]) Salvian: de gub. dei 3, 44: Quid est aliud paene omnis coetus Christianorum quam sentina vitiorum?

[5]) Salvian: de gub. dei 3, 44 ff. nach Hauck, „Kirchengeschichte“, S. 64.

[6]) Die Synode von Nimes ereifert sich in ihrem Kanon 1 und 5 gegen die „de ultimi orientis partibus venientes“, gegen das massenhafte Einströmen orientalischer Menschen in Gallien. Tatsächlich zogen Scharen von semitischen Kaufleuten durch die Städte und rissen fast den ge-

Askese, von wildem Genuß und Weltverachtung eigen. Zwischen den Palästen, in denen der Sinnengenuß Orgien feierte, schritt der gefeierte Martin von Tours, ein Mensch, der stolz war auf sein übles Aussehen, seinen ungepflegten Bart und sein schmutziges Gewand.[7]) Überall bildeten sich Vereine von Asketen, die ihr Gottsuchen darin betätigten, daß sie gegen alle Bildung, gegen die Sauberkeit und den erarbeiteten Besitz kämpften. Widerliche Entartungen natürlicher Gesetze galten ihnen als Gott wohlgefällig. Wer Frau und Kinder verließ und Mönch wurde, hatte sich den Eintritt in den christlichen Himmel errungen.[8])

In den Kreisen dieser wirklich „geistig Armen" war der „Ekel an der Gegenwart, der Schrecken vor dem Gericht und die Furcht vor Strafe" die Gedankenwelt, die sie Tag und Nacht beschäftigte.[9]) Man wartete mit voller Gewißheit auf den Weltuntergang. (Zum wievielten Male in der Geschichte des Christentums?) Beide Richtungen, die mönchische und die weltsüchtige, waren Entartungen edlen Menschentums und standen vor allem in scharfem Gegensatz zur Größe germanischen Heidentums. Das Leben war zerrissen und eine schreiende Disharmonie! Mit Verachtung und Spott sahen die Weltleute auf die Asketen, mit Höllendrohungen wetterten diese gegen jene los. Beide aber fühlten sich als Christen und waren es ja auch!

Das waren die Menschen, die den Franken eine „neue Religion" brachten, und so sah die innere Welt aus, in der sie nun zu leben gezwungen waren. Mit germanischer Geisteshaltung verschmolz sich nun die Weltanschauung Martins von Tours; die verkommenen gallischen Provinzialen wurden nun das Brudervolk der Franken, das nach Wunsch seiner Führung mit ihm zu einer Einheit verschmelzen sollte. In das Herz eines Volkes, das unter ungeheuren Blutopfern „das schwere Joch der Römer im Heldenkampf vom Halse geschüttelt hatte,"[10]) das im Siegeslauf vom Rhein bis an die Pyrenäen marschiert war, sollte nun die Lehre einziehen, daß „das ganze Leben nur in Buße und Zerknirschung bestehen darf".[11]) Germanische Menschen, die bisher im Werden des Frühlings, im Rauschen der Quellen und im Sehnen des eigenen Herzens das Göttliche erlebten, mußten jetzt glauben, daß der Knochen irgendeines „Heiligen" in einem Holzkasten höchste göttliche Kraft in sich barg, während die bisher verehrte Natur bis ins tiefste „verderbt" und „sündig" sei und „unter dem Gericht stünde".[12]) Statt der alten Helden- und Naturlieder in der heimischen Sprache mußten jetzt in den Tempeln der Christen lateinische Psalmen, die mit „Jehovah" oder „Zebaoth" anfingen und mit „Halleluja" aufhörten, gesungen werden. Dazu kamen die Verderbtheit,

---

samten Handel an sich. Salvian spricht in de gub. dei 4, 69 von Syrern in Gallien. In der Auvergne aber trat ein persischer Asket und Wundertäter auf. Die Synode von Nimes hatte leider vergessen, daß der Hauptstrom orientalischen Geistes durch das Christentum ins Volk flutete.

[7]) Vita Martini 9: „vultu despicabilis, veste sordidus, crine deformis."

[8]) Wer diese schwüle, oft an religiösen Wahnsinn streifende Geisteswelt dieser christlichen Kreise kennenlernen will, lese jene Unterhaltung eines jungvermählten Paares, die Gregor, Bd. 1, Kap. 27, mit frommem Schauder erzählt.

[9]) Sulpizius Severus, Epist. 2.

[10]) Aus dem Prolog zur lex Salica.

[11]) Elegius von Noyon, Homilie 6: omnis vita Christianorum semper in poenitentia et compunctione debet consistere.

[12]) Nach Venantius Fortunatus Carm. 11, 1, 25 waren nicht nur alle Menschen, sondern auch die Erde und alle Gestirne von der Sünde befleckt und bedurften der Reinigung durch das Blut Christi.

der Luxus und der wilde Sinnengenuß der römischen städtischen Bevölkerung, die ihre entsittlichende Wirkung wenigstens auf einen Teil der Franken ausüben mußten.

Die germanische Seele verlor durch das Eindringen artfremden Geistes ihr einheitliches Gepräge und ihre Kraft. Der Germane, aus dem Mittelpunkt seines Wesens herausgerissen, verlor jeden ethischen Halt. Was wir im Verlauf des sechsten Jahrhunderts entsprechend der fortschreitenden Christianisierung sehen, ist ein sittliches, seelisches und religiöses Chaos. Zwar enthält es noch Teile germanischen Wesens, aber sie sind zur Fratze erstarrt. Heldentum und Kampffreude sind zu sinnloser Rauflust entartet, die sich in Raub und Mord austobt und sich dabei der gemeinsten Mittel bedient. Aus der Gefolgschafttreue wurde die Kumpanei zu scheußlichen Verbrechen; die Ehrfurcht vor dem Göttlichen in der Natur sank unter dem Einfluß des Christentums zu abergläubischer Deutung des harmlosesten Naturgeschehens. Mit diesen entarteten germanischen Wesensresten paarten sich die Eigenarten orientalischer Glaubenslehre, religiöser Fanatismus bis zum Wahnsinn,[13]) stumpfes Fürwahrhalten dessen, was der Vernunft widersprach, und eine starre, veräußerlichte Symbolik.

Es ist ein vergebliches Unterfangen christlicher Geschichteschreiber, die „Wildheit des Heidentums",[14]) die erst allmählich durch die christliche Erziehung gebändigt worden sei, für den religiösen und sittlichen Zusammenbruch verantwortlich zu machen. Wer sich nie um deu religiösen Gehalt dieses Heidentums gekümmert hat, wer kritiklos im Christentum das „Einmalige" und „Absolute" zu sehen gewohnt ist, ist nicht fähig, hier ein Urteil zu fällen. Die zeitlichen, räumlichen und sozialen Abstufungen dieses Chaos reden eine andere Sprache. Es wuchs nämlich die Entartung mit dem fortschreitenden Erfolg der Mission, außerdem war sie im Süden und Westen des Reiches, in Neustrien und Burgund, wo das Christentum den heidnischen Glauben schneller und stärker überwuchert hatte, ungleich größer als im mehr heidnischen Austrasien,[15]) und drittens: sie ergriff die hochstehenden Schichten, Königshaus und Adel, die ihren väterlichen Gottglauben znerst verraten hatten, früher und drang erst allmählich von oben nach unten bis zum Banerntum vor, das sein Heidentum treuer bewahrte.

---

[13]) Man denke an jenen unglücklichen Knaben in Bordeaux, der sich in den Keller einer Kirche, in dem er kaum stehen konnte, einmauern ließ, und dort acht Jahre lang mit Beten und Singen verbrachte, bis er unter Tobsuchtanfällen, „von den Heerscharen des Teufels und den Heiligen Gottes (!) gepeinigt", den Tod fand. (Gregor v. Tours, Bd. 8, S. 34.)

[14]) Als Beispiel für die Wildheit des Heidentums im Gegensatz zum fromm menschlichen Christentum wird gern eine Stelle aus Prokop de bello Goth. 2, 25, angeführt. Das fränkische Heer schlachtete nach Überschreiten des Po die Frauen und Kinder der Goten und warf sie als „Siegesopfer" in den Strom. Also „heidnische Menschenopfer"! Leider schreibt Prokop im nächsten Satz: οἱ βάρβαροι νΰτοι χριστιανοὶ γιγονότες also diese „Barbaren" waren Christen! Logischerweise müßten wir nun von christlichen Menschenopfern sprechen. Wir tun dies aber nicht, sondern rechnen diese Scheußlichkeit zu den zahllosen ähnlichen Meintaten eines entarteten christlichen Volkes und verzeihen es auch dem christlichen Geschichteschreiber Prokop, daß er sie in seinen weiteren Ausführungen lieber dem Heidentum als dem Christentum in die Schuhe schieben möchte. Jedenfalls ist zwischen ihr und dem späteren Abschlachten der Bevölkerung ganzer Städte im eignen Lande (!) während des Bürgerkrieges kein Wesensunterschied. Auffallenderweise spricht hier, als das Heidentum restlos vernichtet worden ist, niemand mehr von einem „Menschenopfer".

[15]) Diese Tatsache erwähnt selbst Rettberg, „Kirchengeschichte", § 42, S. 284 und 285.

10.

Das Königshaus der Merowinger ging in der sittlichen Verrohung voran. Keine menschliche Phantasie kann die Schandtaten ersinnen, die dieses Haus beging.

Wenn Chlodowech sich taufen ließ, ohne innerlich Christ zu sein, rein aus politischen Erwägungen, so änderte sich dies in seinen späteren Jahren. Das Christentum suchte in ihm — das hatte der klnge Rechner nicht vorausgesehen — nicht mehr allein den Vertragspartner, sondern ein gläubiges Glied der Gemeinde, das durch die mystischen Gnaden- und Zaubermittel dieser Religion beeinflußbar war. Es arbeitete deshalb zielbewußt an der Steigerung seines Einflusses. Immer wieder betonen die Priester, daß es „die geheime Wunderkraft der Taufe sei, die die Waffen des Königs zum Siege führe". Schareu von psalmierenden Priestern beteten, wenn er ins Feld zog, um den Sieg. Ist er gewonnen, so haben ihn nicht der König und seine Krieger errungen, sondern Jahwe infolge des Betens der frommen Männer. Zahllose Wunder werden improvisiert. Jahwe ist immer bereit, wenn seine Priester es wünschen.

Bald spricht Chlodowech schon häufiger vom „Himmelreich". Es ist ihm allerdings nicht so wichtig wie „Ruhm auf Erden und Machtvergrößerung seines Reiches". Doch hoffte er alle drei Glücksgüter dadurch zu erringen, daß er sich durch Gescheuke und Begünstigungen die „servi dei", die Priester Gottes geneigt macht.[1]) Er erfüllte damit fast vollkommen die Bedingung, die die neue Religion von ihren Gläubigen verlangte: Gehorsam gegen die „Diener Gottes", Schenkungen an die Kirche und Wundergläubigkeit.

Wir müssen nach den Quellen annehmen, daß Chlodowech in seinen letzten Jahren überzeugter Christ geworden ist. In diese Zeit fallen aber seine gemeinsten Schandtaten: die Ermordung aller seiner Verwandten, der Fürsten der übrigen fränkischen Gaue. Diese Mordtaten geschahen fast ohne Kampf, nur durch geheime Anstiftung, Intrigen, feigen Totschlag und Verrat.

Was sagt aber der Geschichteschreiber, der fromme Bischof zu diesen Taten? „Gott warf Tag um Tag Chlodowechs Feinde nieder unter dessen Hand und mehrte sein Reich, zum Lohn dafür, daß er gerechten Herzens vor Gott wandelte und tat, was wohlgefällig war vor Gottes Augen!"[2]) Jahwe also als Mitbeteiligter, ja Hauptanstifter zu gemeinem Mord und Verrat. Das, was „Gott wohlgefällig war", war ja die Annahme des katholischen Christentums. Zum Dank dafür half ihm der Christengott beim heimtückischen Morden. Da die Ermordeten aber Heiden waren, hatten die beiden, Chlodowech und sein neuer Gott, ein doppelt gutes Werk vollbracht. Das war die Moral der neuen Religion, die den germanischen Glauben verdrängt hatte.

Es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß Gregor hier im freudigen Überschwang über Chlodowechs Taufe zn weit gegangen wäre. Sein vielbäudiges Werk ist von ähulichen Gottesvorstellungen durchwoben. Jahwe sitzt als grausamer Rächer auf seinem Thron, eifrig bedacht, seine Religion auszubreiten und ihre Organisation, die Kirche und seine heiligen Diener, die Priester, zu schützen. Zu diesem Zwecke ist jedes Mittel recht: Mord und Verrat, Treubruch und Tücke. Bald tritt er als Leichenschänder auf, um Eingriffe

[1]) Praeceptum pro monasterio Reomaensi, Bouquet, Bd. 4, S. 615.
[2]) Gregor v. Tours, Bd. 2, Kap. 40.

eines königlichen Grafen in Kirchengnt zu rächen.[3]) Der Leichnam des Beamten muß kohlschwarz werden, damit die entsetzten Gläubigen sehen, wie Jahwe das Kirchengut schützt. Bald treibt er als Brandstifter sein Wesen, weil man den Priestern nicht gehorchen wollte. Leudast, ein fränkischer Graf, hat neben mancher anderen Gewalttat den „heiligen“ Bischof von Tours beleidigt. Jahwe rächt sich schrecklich an dem Frevler: einer von den Schergen des Königs schlägt ihm mit dem Schwert über den Kopf und entblößt ihm den größten Teil des Kopfes von Haaren und Haut. Auf der Flucht bricht sich der Unglückliche das Schienbein. Er wird überwältigt und in den Kerker geworfen. „Der König befiehlt, er solle von den Ärzten am Leben erhalten werden, auf daß er nämlich, von seinen Wunden geheilt, in langdanernden Foltern zu Tode gequält werden könne.“ Die Wunden eitern aber, nnd es geht mit ihm zu Ende. „Da wurde er auf Geheiß der Königin rücklings auf die Erde gestreckt, und nachdem ihm ein ungeheurer Balken unter den Nacken gelegt war, schlugen sie ihm von der anderen Seite auf die Gurgel“, bis er starb.

Eine echte Merowingergeschichte, wie wir sie zu Hnnderten bei Gregor finden. Ein Wort des Abscheus über diese Justiz findet aber der christlich fromme Erzähler nicht. Er stellt nur mit Genugtuung fest, wie „gerecht“ wieder einmal Jahwe die Kränkung des Bischofs geahndet habe.[4])

„Daher möge jedermann voll Stannen und Entsetzen sein Ende erwägen und sich vorsehen, daß er den Priestern kein Leid zufüge. Denn Gott rächt seine Diener, die auf ihn hoffen.“ [5])

Was war aus dem Glauben der Germanen geworden, die in ihrem Gott den Freund und Kampfgefährten sahen. Ein wüster Dämonenglaube, der seine semitische Herkunft nirgends verleugnen konnte.

Der christliche Dämonenglaube ist eine unbestreitbare Tatsache. Aus asiatischen Urreligionen stammend, wurde er von allen semitischen Kultformen übernommen. Man brachte den guten und den bösen Göttern Opfer, jenen, um sie zn gewinnen, diesen, um sie zu besänftigen. Bald verwischten sich die Begriffe, die Polarität von Gut und Böse ging jenen Völkern verloren, die Gottheit nahm dämonische Züge an, oder es erschien dem entarteten Glauben wichtiger, dem Dämon zu dienen als dem Gott. So ist das kananäische Molochopfer zu verstehen: dem Dämon Moloch wurden die erstgeborenen Kinder zum Opfer gebracht. Nach der Vernichtung dieses Kultes übernahm der hebräische Jahwe die grausigen Züge seines Vorgängers. Auch ihm wurde in der Frühzeit im Tale Gehenna, südlich von Jerusalem, „alles, was die Mutter bricht“ [6]), geopfert. Diese dämonische Forderung des hebräisch-christlichen Gottes wurde später im mosaischen Gesetz durch die Möglichkeit verhüllt, die Erstgeburt mit einem Sühnopfer auszulösen.[7]) Auch der Stifter der christlichen Religion unterlag dieser altjüdischen Bestimmung: er wurde am achten Tage nach seiner Geburt durch „ein Paar Turteltauben“ von Jahwe gelöst.[8])

Die Art des Opfers hatte sich bei beginnender Gesittung geändert, das Dämonische im Wesen Jahwes blieb nnd drang tief in die Tochterreligion des hebräischen Glaubens,

---

[3]) Gregor v. Tours, Bd. 5, Kap. 36.
[4]) Gregor v. Tours, Bd. 6, Kap. 32.
[5]) Gregor v. Tours, Bd. 5, Kap. 36.
[6]) 2. Mos. 34, 19.
[7]) 2. Mos. 34, 20. (Siehe auch: „Wirkt El Schaddai, der Judengott noch?“)
[8]) Ev. Luc. 2, 23.

das Christentum, ein. Oder ist der Gott, der mit dem „jüngsten Gericht“ droht, „wo Heulen und Zähneklappern“ ist, „in dessen Hände es schrecklich ist, zu fallen“, der ein blutiges Opfer annimmt, um sich „versöhnen“ zu lassen, wirklich der Lichtgott, den die Menschensehnsucht suchte? [9])

Das Christentum, das im 6. Jahrhundert dem fränkischen Volke aufgenötigt wurde, stellte die tiefste Entartung einer Religion zum Dämonenglauben dar. Nicht nur, daß Jahwe als an jeder Untat beteiligt geglaubt wurde, daß man unter Anrufung seines Namens die scheußlichsten Verbrechen mit gutem Gewissen beging [10]), man unterteilte und personifizierte sein Wesen in zahllose Einzeldämonen, die in „Besessenen“ und „Heiligen“ ihr Unwesen trieben. Zwar setzte Gregor noch vereinzelt die energia, die Zaubermacht der Dämonen, in Gegensatz zur virtus, der göttlichen Kraft der Heiligen, an vielen Stellen aber ist ihm Gott und Dämon eins. Als das Heer Königs Gunthrams eine Kirche plünderte und ansteckte, verbrannten sich viele „durch göttliche Fügung“ die Hände, andere wurden „von einem Dämon in Raserei getrieben“.[11]) Also Gott und Dämon in einer Front, um die Kirche zu schützen.

Oft fahren die Geister von Kirchenheiligen in die Leiber von Unglücklichen und peinigen sie grausam. „Besessene schrien, Radegundis sei eine Heilige und peinige sie mit Höllenqualen.“ [12]) Die heiligen Dämonen konnten bisweilen sehr handgreiflich werden. So erscheint der heilige Niketius eines Nachts einem Diakon und schlug ihm „mit geballter Faust auf die Gurgel“, so daß der Arme am nächsten Tage „mit geschwollenem Halse und großen Schmerzen“ seinen frommen Dienst versehen mußte.[13])

Die Glaubensvorstellungen wechseln: bald gebietet Jahwe über die niederen Geister und Teufel und bedient sich ihrer, um seinen Zweck zu erreichen, bald schließt er mit den Dämonen einen Pakt, in der letzten Stufe religiöser Entartung endlich sinkt das Göttliche auf die Stufe des Dämonischen herunter.

Es ist begreiflich, daß durch die Vermischung des Hohen mit dem Gemeinen, des Göttlichen mit dem Dämonischen, die die neue Religion brachte, die alte Glaubensgrundlage vom Kampf des Guten gegen das Böse, von Grund auf zerstört wurde. Gut war nur, was der Kirche und den Scharen ihrer Heiligen diente, widergöttlich war, was ihr Schaden brachte. Nun machte sich unter den Franken eine widerliche Kirchenfrömmigkeit breit. Der Adel überbot sich in Schenkungen an die Kirche. Die mußten aber klingenden Lohn bringen, wenn nicht auf Erden, so wenigstens im „Himmel“. Man scheute sich in den zahlreichen erhaltenen Testamenten nicht, diesen plump eudämonistischen Gedanken

---

[9]) Die Existenz von Dämonen wird im neuen Testament an vielen Stellen angenommen. Meist sind sie allerdings Gegenspieler Jahwes. Ein anderes Bild zeigt aber die peinliche Geschichte Ev. Luc. 8, 27 bis 32, da Jesus von Nazareth mit den Dämonen verhandelt und ihnen auf ihre Bitte erlaubt, in eine Herde harmloser, ihm nicht gehörender Schweine zu fahren.

[10]) Gregor v. Tours, Bd. 3, Kap. 36: „Gott hat unsern Feind in unsere Hände gegeben!“ rief der Pöbel in Trier, als er den königlichen Steuerbeamten Parthenius in einer Kirchentruhe versteckt fand, ihn aus der Kirche schleppte und erschlug. Der blutige Chlotachar, Sohn Chlodowechs, aber ließ nach frommen Gebeten an den „Herrn des Himmels“ seinen Sohn Chramn mit dem Schweißtuch erdrosseln und dessen Frau und Kinder verbrennen. Gregor v. Tours, Bd. 3, Kap. 36.

[11]) Gregor v. Tours, Bd. 7, Kap. 35.

[12]) Gloria martyrum 1, Kap. 5. Vergl. auch Gregor v. Tours, Bd. 4, Kap. 36. Hier wird die Frau des Bischofs Priskus vom heiligen Niketius gepeinigt. Vgl. auch Kap. 9, Anm. 13.

[13]) Gregor v. Tours, Bd. 4, Kap. 36.

auszusprechen. Vor dem Tode schenkte man der Kirche Äcker und Häuser, Weinberge und Silbergeräte, damit Jahwe dann am „jüngsten Gericht" gezwungen war, ein Auge zuzudrücken. „Das", sagt der alte Chrodin, und dieser war noch einer der besten, „gehört der Kirche, auf daß die Armen davon unterstützt werden, während mir solche Gaben Verzeihung (veniam) erwirken sollen".[14]) Diese niedrige Lohnmoral wurde von der Priesterschaft eifrig unterstützt, brachte sie ihr doch ungeheuren Reichtum und damit gesteigerte Macht im Staate.

Das Volk drängte sich in die Kirchen und um die Reliquienkästen. Man nahm kein Stück Brot und keinen Becher Wein ohne das Kreuzeszeichen. Besonders Eifrige ließen sich täglich das Abendmahl reichen. Dabei war man nach der neuen Lehre auf magische Weise mit dem Göttlichen verbunden. Eine fromme Geste hatte die göttlich-dämonische Kraft gezwungen, hilfreich zu sein. Nun konnte sich die ganze Wildheit jener entarteten Seelen, die Gut und Böse nicht mehr in sich fühlten, sondern sich lehren lassen mußten, austoben. „Mit der einen Hand, so hatte ich mir vorgenommen, wollte ich die Decke des Altars festhalten" — das war die magische Verbindung mit dem Dämon —, „mit der anderen mein Schwert zücken, zuerst dich töten und dann so viele Geistliche, als ich erreichen könnte, niederhauen", so rief der Franke Eberulf dem Bischof in der Kirche zu Tours zu, in der er vor den Nachstellungen des Königs Gunthram Schutz gesucht hatte.[15])

Die Geschichte der Ermordung Eberulfs ist so reich an Einblicken in das Glaubensleben der christlichen Franken, daß sie in kurzen Zügen geschildert werden muß. Anstifter des Mordes ist der „gute König Gunthram", ein Mann, der nie eine Messe versäumt, von einem Gefolge betender Bischöfe umgeben ist und von Gregor als das Vorbild eines christlichen Fürsten dargestellt wird. Er dingt sich den Mörder Claudius. „Wenn du dich aufmachst, Eberulf aus der Basilika schleppst und mit dem Schwert tötest, so werde ich dich durch große Geschenke reich machen, aber ich warne dich, dich dabei an der heiligen Basilika zu vergreifen." [16])

Claudius, ein Germane mit römischem Namen, gedachte das Gute mit dem Nützlichen zu verbinden, eilte zu Fredegundis, der Königin, von der er wußte, daß sie ebenfalls dem Eberulf gram war, und holte sich zum zweitenmal reiche Geschenke für die in Aussicht gestellte Ermordung. Nur eins machte ihm Sorge: wird der mächtige heilige Martin von Tours nicht die Schändung seiner Basilika rächen? Dumpfe abergläubische Furcht beschleicht den Mörder auf dem Ritt nach Tours. Unterwegs fragt er deshalb bei „vielen an, ob die Macht des heiligen Martin sich in letzter Zeit an Frevlern kundgetan habe, und ob, wenn man ein Leid denen, die auf den Heiligen hofften, zufügte, einen s o f o r t [17]) die Rache ereilte." „Aber die Goldgier siegte über den Aberglauben. Er erschlich sich die Freundschaft des Eberulf und schwur ihm über den Überbleibseln des Heiligen schwere Eide, daß er ihm beim König helfen wolle. Ein großes Gastmahl in der Kirche besiegelte den Bund der beiden Germanen. Nachdem die Gefolgsmannen Eberulfs unter listigem Vorwand hinausgeschickt waren, betete Claudius: „o heiligster Martinus, laß mich bald

---

[14]) Gregor v. Tours, Bd. 6, Kap. 20.

[15]) Gregor v. Tours, Bd. 7, Kap. 22.

[16]) Das empfand nämlich die abergläubige Furcht jener Christen als das eigentliche Verbrechen: wenn das Asylrecht der Kirche verletzt wurde, nicht etwa die heimtückische Ermordung des Franken.

[17]) Auf dieses „sofort" kommt es an. Wenn nämlich die Strafe erst später kommt, hat man als Christ Zeit, durch Schenkungen den Heiligen wieder gut zu stimmen.

mein Weib und meine Gesippen wiedersehen?" Dieses Gebet sollte bei dem nnn folgenden Mord die Rache des Heiligen besänftigen. Eberulf wurde heimtückisch niedergemacht. Der Mörder flüchtete vor den ihn verfolgenden Mannen Eberulfs in die Zelle des Abtes und bettelte nm Schutz. Er wurde von Fensteru und Türen aus — die Verfolger wagten aus abergläubischer Furcht nicht, den heiligen Raum zu betreten, an Fenstern und Türen aber kann ihnen Jahwe nichts anhaben — mit den Speeren durchbohrt. Von dem nächtlichen Lärm angelockt, eilten nun die eingeschriebenen Kirchenarmen, Bettler und Besessenen, also das ganze Gesindel, was damals zu einer christlichen Kirche gehörte, von ihr lebte und oft ein fanatischer Schutz für sie war, mit Knitteln und Steinen herbei, deckte das Kirchendach ab und mordete nun das ganze Gefolge des Claudius einzeln. Die heilige Zelle schwamm von Blut, die Leichen wurden herausgeschleppt, ausgeplündert und nackt auf der Erde liegengelassen. Die Mordbande entwischte unter dem Schutz der Nacht mit der Beute.

Daran schließt sich nun eine theologische Betrachtung des frommen Bischofs: „So war also die Rache Gottes im Augenblick über diejenigen gekommen, welche die heilige Vorhalle mit Menschenblut besudelt hatteu." Wobei das Verbrechen nicht so sehr der Mord, als das Besudeln des Tempels war. Jahwe aber hatte sich wieder einmal des Mordes bedient, um den Frevel an seinem Heiligtum zu rächen.[18]) Am Ende der grausigen Geschichte erschien der „gute König Gunthram" wieder und zog das „Finanzresultat aus der Katastrophe" [19]), indem er die reichen Güter des Eberulf einzog. Das war wohl auch der Zweck des ganzen Unternehmens gewesen.

11.

Wo echter Gottglaube verschwunden ist, wuchert der Aberglaube. Man hat den Eindruck, daß dieser christlichen Mission des 6. Jahrhunderts gar nichts an einer Läuterung und inneren Erhöhung des Volkes lag, ihren Zwecken diente vielmehr der dumpfe Glaube an das Unnatürliche und Widersinnige. Nur durch die Furcht vor dem Dämonischen glaubte das Christentum in dem allgemeinen Chaos, das es erst geschaffen hatte, seine Herrscherrechte über die Seele erhalten zu können. Aus der Furcht und der Verflachung des Religiontriebes entstand die Wundergläubigkeit und Wundersucht jener Christen.

Es ist unmöglich, die unzähligen „Wunder", die der Bischof, der doch an der Spitze der zeitgenössischen Gelehrsamkeit steht, berichtet, nur andeutend zu bringen. Die Menschen sahen das schlichte, natürliche Geschehen nicht mehr. Alles wurde in Wunder und Zeichen umgedeutet. „Das gesunde naive Verhältnis des heidnischen Menschen zur Natur", sagt Dahn, „war durch die Vorstellung der Erbsünde und der seit dem Sündenfall verteufelten, d. h. völlig von den Dämonen durchdrungenen und beherrschten Welt der Natur, in ein durch und durch krankes, unwahres, dem Irrsinn gefährlich nahestehendes verkehrt: überall lauerten die zu Tenfeln gewordenen alten Heidengötter oder die von Jehova abgefallenen Engel, überall drohten die Mächte der Finsternis, die arme Seele des Menschen zu verführen, zu verlocken oder ihn zu erschrecken."

Wenn die Hähne einmal am Abend krähten, so wollte Jahwe etwas Böses damit verkünden. Ein Gewitter im Herbst, eine Mondfinsternis, das Auftauchen eines Kometen,

---

[18]) Gregor v. Tours, Bd. 7, Kap. 29.
[19]) Felix Dahn, „Urgeschichte", Bd. 3, S. 324.

Schneefall im Spätfrühling „bedeutet“ für diese naturferne Religion jedesmal den Tod eines Fürsten oder eines Bischofs oder das Ausbrechen einer Seuche. Ein Vögelchen hatte sich in die Kirche von Avern verflogen und löschte mit ängstlichem Flügelschlag ein paar Kerzen aus. Die ganze Gemeinde gerät in Aufregung über diese Erscheinung des „Satans“. Als aber das Tierchen sogar die heilige Öllampe in der Sakristei auslöschen will, wird es vom Türhüter ergriffen und getötet, durch welche Heldentat die zitternde Gemeinde gerettet wurde. (Felix Dahn.)

Aber nicht nur das natürliche Geschehen wurde von jenen kranken Seelen umgedeutet, sondern auch der abgeschmackteste Irrsinn geglaubt. Da fällt eine Lampe in der Kirche herunter und bohrt sich tief in den Steinfußboden, ohne zu zerbrechen; dann füllt sich der Krug der frommeneu Ingitrudis täglich durch einen Tropfen Weihwasser wieder mit Wein; ein neugeborenes Kind tut den Mund auf und spricht, um den Bischof vom Verdacht der Vaterschaft zu befreien; Schlangen kriechen aus einer Wolke auf die Erde herunter, und wenn der „heilige“ Columban mit den Backen bläst, zerspringt in der Ferne der Bierkessel der zechenden Alemannen.

Man bemühe sich nicht, alle diese Wunder auf natürliche Weise oder durch Priesterbetrug zu erklären. Gewiß hat die Schlauheit der Priester oft ein wenig nachgeholfen. Um die Gräber der Ortsheiligen entstanden, sicher aus priesterlicher Phantasie geboren, ganze Gehege von Wundermären, die geschickt ins Volk geleitet wurden. Aber die meisten dieser Wunder wurden von den Priestern selbst geglaubt. Wer an Bileams redenden Esel und an die Auferstehung des Fleisches zu glauben bereit war, warum sollte der nicht auch die wunderbaren Eigenschaften des Weinkruges der Ingitrudis für möglich halten? Eine Religion, die fast auf jeder Seite ihrer „heiligen Schrift“ mit den Naturgesetzen in Widerspruch steht, muß ihre überzeugten Anhänger zu kritischer Beurteilung unfähig machen. Wie der leiblich Kranke im Fieberrausch halluziniert, so kann der tiefüberzeugte Christ Erlebnisse haben, die der geistig gesunde Mensch als vernunftwidrig belächelt. Die Geschichte aller Offenbarungreligionen bietet dafür Tausende von Beispielen.[1])

Der dumpfe Wunderglaube jener fränkischen Christen wirkt in einzelnen Fällen erheiternd. Graf Leudast, der den Bischof von Tours geärgert hatte und deshalb von Jahwe schon längst hätte bestraft werden müssen, fuhr einst in einem Boot über den Fluß, das Boot sinkt und ... nun ist das Strafwunder im Anzug. Aber es kommt nicht, denn Leudast konnte schwimmen. Man fühlt den Ärger des heiligen Bischofs aus seinen Worten, daß Leudast durch sein unchristliches Schwimmen das so schöne Wunder seines Ertrinkens verhinderte.

Noch tiefer als der Wunderglaube stand der Reliquienkult bei den verchristeten Franken. „Die Religion scheint auf die niedrigste Stufe des Mirakelglaubens gesunken zu sein“, schreibt Hans von Schubert [2]) über diese Zeit, und „ein Heiligen- und Reliquienkult, der in der Materialisation des Geistigen das Äußerste leistet und bis zum buchstäblichen Abwiegen des göttlichen“ Gnadenstoffes geht, scheint den „vernünftigen Gottesdienst“ völlig verschlungen zu haben. Das „secretum illud“, das göttliche Geheimnis, das die germanischen Heiden „in tiefer Andacht erlebten“, das sich nicht in „enge Wände“ oder

---

[1]) In meisterhafter Form sind diese seelischen Entartungen dargestellt in dem Werk von Dr. Mathilde Ludendorff: „Induziertes Irresein durch Okkultlehren“, ein Buch, das in der Hand jedes Arztes und jedes Deutschen sein müßte.

[2]) H. v. Schubert: „Geschichte der christlichen Kirche im Frühmittelalter“, 1921, S. 166.

„menschliche Gestalt“ [3]) zwingen ließ, war unter der Hand des Christentums ein Fetisch primitivster Art geworden.

Statt auf die „eigene Kraft und Stärke“ wie einst vertrauten jetzt Germanen auf die magische Wunderkraft eines Knochens oder Holzsplitters. In Saragossa wurde bei einer schweren Belagerung das Hemd des heiligen Vincentius auf den Mauern umhergetragen, uud, statt zu kämpfen, wandelten Germanen betend und psalmierend in Bußgewändern hinter diesem Fetisch her. Befriedigt sagt der christliche Schreiber: „sie demütigten sich tief vor dem Herrn!“ [4]) Das waren Goten! Die Franken aber hoben in abergläubischer Furcht vor diesem Überbleibsel des Heiligen die Belagerung auf. So drängte sich der dumpfe christlich-okkulte Glaube schon in politische und militärische Entschlüsse ein.

Bald war es soweit, daß im Staats- nnd Privatleben keine wichtige Handlung mehr ohne die Hilfe der Reliquien vollbracht werden kounte. Als Gundowald bei seinem Kampf um den Thron von dem Daumen des „heiligen Märtyrers Sergius“ hörte, den man sich am rechten Ärmel annähen müßte, um „die Menge der Feinde sogleich überwältigen zu können“, beging er noch in der Nacht einen Einbruchdiebstahl, um sich dieses wichtige Überbleibsel zu verschaffen. Mit Hilfe des Bischofs (!) Bertchram und eines Diakons wurde das Haus des Syrers Eufron von Bordeaux umstellt, ein Geistlicher (!) stieg die Leiter hinauf und stahl den heiligen Knochen aus einer Kapsel, allerdings mit schrecklicher Furcht und Zittern. Unter heißen Gebeten und vielen Mirakeln, die der Knochen vollbrachte, wurde dieser dann in drei Stücke zerschlagen und unter die Diebe verteilt.

Auch bei Verbrechen mußten die Reliquien helfen, wie es denn überhaupt Sitte wurde, daß man bei jeder Schandtat Gott, die Heiligen oder ein Stück Knochen anrief. Die Herrscher der fränkischen Teilreiche hatten einen Vertrag geschlossen, daß keiner ohne Erlaubnis der anderen das gemeinsame Paris betreten sollte. Wer es trotzdem tat, sollte „verflucht“ sein. König Chilperich brach den Vertrag: vor dem Osterfest zog er in Paris ein. „Um aber dem Fluche zu entgehen, ließ er beim Einzug die Reliquien vieler Heiligen voraustragen.“ [5])

Die Heuchelei war nicht mehr zu übertreffen. Hier wurden also durch einen frommen Kunstgriff die Brüder und „der liebe Gott“ betrogen. Der nun folgende Fluch, die Folge des Vertragsbruches, sollte durch das Zaubermittel: Knochen, Haare und Hemden von Heiligen gebannt werden. Der die Sünde rächende Jahwe wurde wie der dumme Teufel in den Legenden des Mittelalters regelrecht übertölpelt. Und der Bischof Gregor, der die Geschichte überliefert, findet kein Wort der Empörung, des Tadels oder Verwunderns über solche Gottesvorstellungen.

Von solcher pia fraus (frommer Betrug) bis zu einer noch übleren Sitte, die sich in jener Zeit immer mehr einbürgert, war nur noch ein Schritt: Räuber und Mörder — wer von den christlichen Franken der Merowingerzeit war das nicht? — ließen sich in

[3]) Das berühmte Wort aus Tacitus-Germania, Kap. 9: ceterum nec cohibere parietibus deos neque in ullam humani oris speciem assimilare ex magnitudine caelestium arbitrantur: lucos ac nemora consecrant deorumque nominibus appellant secretum illud, quod sola reverentia vident. Sie zwängen ihre Götter in Ehrfurcht vor ihrer Größe nicht in Mauern ein und stellen sie nicht in menschlicher Gestalt dar. Wälder und Haine weihen sie ihnen und mit den Namen von Göttern nennen sie jenes Geheimnis, das sie nur in frommer Andacht schauen.

[4]) Gregor v. Tours, Bd. 3, Kap. 29.

[5]) Gregor v. Tours, Bd. 6, Kap. 27.

der Sterbestunde schnell eine Tonsur scheren und einen Büßer- oder Mönchskittel anziehen [6]), um dann im „Himmel“ als heilige Männer zu erscheinen. Wieder sollte Jahwe, zum mindesten der Himmelspförtner Petrus, getäuscht werden.

Die Christen sind heute über solche Taten entsetzt und verurteilen sie scharf. Tun sie recht daran? Kann nicht nach der Lehre der Christen ein einziges gläubiges Wort in den Minuten vor dem Tode ein ganzes Leben voll Laster und Verbrechen auslöschen? Jene Menschen haben in der Todesangst Ähnliches getan.

Den Gipfel des Aberglaubens und der sittlichen Verkommenheit jener Christen enthüllt folgende uns überlieferte Geschichte [7]): In der Schlacht bei Laon 678 hatte Ebroin, der Majordomus des Königs Teuderich III., den Feldherrn Martin von Austrasien besiegt. Dieser zog sich in das feste Laon zurück. Da der Sturm auf diese starke Festung aussichtlos war, schickte Ebroin den Agilbert und den Bischof Reolus von Reims als Boten an die Eingeschlossenen mit dem Auftrag, den Heerführer herauszulocken. Die beiden schwuren nun dem Martin auf einem mit Reliquien von Heiligen gefüllten Kasten schwere Eide, daß Teuderich ihm sein Leben zusichere, wenn er nur die Festung öffne. Der Ahnunglose verließ darauf Laon, ging mit den Gesandten zum König und wurde dort mit allen seinen Gefolgen ermordet. „Man hatte nämlich vorher die heiligen Knochen aus dem Kasten herausgenommen und so war der Eid nicht bindend. Das Wort halten um der Ehre willen, war eine heidnische Tugend, also (nach christlicher Ansicht) ein glänzendes Laster.“ [8])

Die religiöse Heuchelei, das Freveln mit frommer Gebärde, brachte erst jene Religion, die in ihren Erzvätergeschichten den Begriff des Gott wohlgefälligen Betruges geschaffen hatte. Bezeichnend ist an jener Geschichte, daß ein Bischof den Schandstreich mitmacht, und daß die Beteiligten ein „gutes Gewissen“ behielten.

Ich kann dem Kirchengeschichtler Hauck nicht beistimmen, wenn er sagt [9]), daß in diesem Wunder- und Reliquienkult „ein frischer, kräftiger Gottes- und Vorsehungsglaube“ wirksam gewesen sei, der „den besten religiösen Besitz der Zeit bildete“. „Man handelt mit dem Göttlichen nicht als mit einer Abstraktion oder einer Vorstellung, sondern als mit einer sehr realen Kraft.“ Was sagen aber christliche Missionare, wenn sie bei innerafrikanischen Negern eine solche „reale Kraft“ als Gotterleben finden, ein Amulett, das an der Brust getragen wird oder ein kunstloses Schnitzwerk, das mit Blumen und Feldfrüchten umkränzt wird? Oder wenn der nordische Isländer vor großer Seefahrt am geweihten Stein Zwiesprache mit seinen Ahnen hält, die er unter dem Erdhügel wohnend dachte? Dann ist dieser Glaube, der doch an sittlicher Höhe und ... an Geschmack der Verehrung von Fingernägeln, Haaren und Kleiderfetzen weit überlegen ist, ein „finsterer Aberglaube“, ein „scheußlicher Götzendienst“, der vernichtet werden muß.

Der „frische Vorsehungglaube“ der verchristeten Franken war so veräußerlicht, so materialisiert, daß er Raum jeder menschlichen Gemeinheit bot, wenn nur die vorgeschriebene Form gewahrt wurde. Da das Kirchenasyl als heilig galt, und die Verfolger die Kirche nicht betreten durften, wenn der Flüchtling am Altar Schutz suchte, deckten sie das Kirchendach ab und ermordeten ihn durch ihre Speere von außen, oder sie lockten

---

6) Diese frommen Betrüger hießen „monachi ad succurrendum“.

7) Gesta Francorum c. 46.

8) Felix Dahn, „Urgeschichte“, Bd. 3, S. 709.

9) Hauck, „Kirchengeschichte“, Bd. 1, S. 191.

ihn mit geschworenen Eiden in den Vorhof — dort gilt das Asyl nicht mehr — nun konnten Jahwe und seine Heiligen nicht mehr schaden; der Form war Genüge getan. Die Jesuitenmoral war von den christlichen Franken schon tausend Jahre früher erfunden, ehe sie ihren eigentlichen Namen erhielt.

Wo ist aber die logische Verbindung zwischen jenem Ausspruch des Kirchenlehrers und dem immer wieder betonten Anspruch des Christentums, der Menschheit zum ersten Male einen „geistigen Gott" gebracht zu haben? Will man nicht endlich einmal mit gleichem Maße messen? Oder will man es weiter versuchen, bei nordischen Heiden verächtlich von „Götzendienst" und „Idolatrie" zu sprechen, und im gleichen Atemzug christlichen Götzendienst und christliche Idolatrie als „frischen Gottesglauben" anzupreisen?

Auch ein zweiter Versuch, die zweifelhafte Religion, die die Franken damals annahmen, zu entlasten, ist durchaus mißglückt. Wenn Dibelius das Eindringen germanischen Wesens in das Christentum als gefahrbringend für die Reinheit und Kraft dieser Religion ansieht — vielleicht hat er nicht Unrecht —, so geht Böhmer [10]) noch einen Schritt weiter: nach ihm stammt alles Schlechte und Äußerliche im Christentum aus dem germanischen Geist. Hexenverbrennung und Menschenfresserei seien alte germanische Sitten, und den Reliquienkult hätten die Germanen ins Christentum mitgebracht. Es sei „durch die Germanen in die kirchliche Verwaltung ein materialistischer Zug hineingekommen, der die Moral und das Pflichtgefühl des geistlichen Staudes stark herabdrückte und eine Fülle allerschlimmster Mißbräuche nach sich zog". Danach wäre die katholische Kirche mit ihrem auf Sinnenwirkung berechneten Formalismus die germanischste Institution, und es ist nur bedauerlich, daß dies von den meisten Germanen noch nicht genügend erkannt worden ist.

Allerdings beweisen die Schilderungen, die Salvian und Venantius Fortunatus vom vorgermanischen Christentum geben, das gerade Gegenteil der Äußerung Böhmers, und das buntschillernde Getriebe des katholischen Ritus ebenso wie der „materialistische Zug" des Ablaß- und Devisenhandels werden jeden Menschen germanischen Blutes innerlich abstoßen. Die theologische „Wissenschaft" aber hat davon keine Kenntuis. Zu Ehren der Fremdreligion müssen die eigenen Ahnen geschmäht werden.

12.

Die Frage, ob durch die Germanen das Christentum „verdorben" worden sei, läßt sich durch eine kurze Betrachtung des christlichen Klerus beleuchten, der in den ersten Menschenaltern nach der Christianisierung der Franken fast ausschließlich römisch war, und in den erst ganz allmählich im Laufe des 6. Jahrhunderts Germanen eindrangen.[1])

Das Bild, das wir von diesen Erziehern der „Barbaren" zum Christentum erhalten, ist fast noch düsterer als das des Königshauses der Merowinger. Ward ein Bischofsstuhl frei, so stürzte sich die Meute der Bewerber auf diese einträgliche Stellung. Die Geistlichkeit wurde vor der Wahl durch Geschenke bestochen [2]), das Volk durch Schmausereien und Trinkgelage gefügig gemacht. Die königliche Bestallung ließ sich bei der Geldgier der

---

[10]) Heinrich Böhmer, „Das germanische Christentum".

[1]) Auf dem 1. Konzil zu Orleans, 15 Jahre nach Chlodowechs Taufe, sind unter 32 Bischöfen zwei mit germanischen Namen, 549, also 52 Jahre nach Chlodowechs Taufe, unter 69 nur 8.

[2]) Gregor v. Tours, Bd. 5, Kap. 49.

Merowinger durch hohe Geldzahlung erreichen.[3]) War das Ziel errungen, so sah sich der neue Kirchenhirte den Aufeindungen der unterlegenen Bewerber ausgesetzt.[4]) Dabei spielten Verleumdungen beim Volke [5]) und beim König, Abschneiden der Ehre, nächtliche Überfälle durch die Geistlichen bis zum feigen Mord [6]) die Hauptrolle. Der Bischof suchte sich seinerseits durch ebenso hinterlistige Gegenmaßnahmen, die bis zu Mißhandlungen und Mord gingen, seiner Gegner zu entledigen.

Die reichen Einkünfte der Kirchen, die ungeheuren Schenkungen seitens der Fürsten und des Adels ermöglichten den Seelenhirten ein überaus üppiges Leben. Wir erfahren in der fränkischen Kirchengeschichte, daß die Trunksucht nicht „nur" ein heidnisch-germanisches Laster war.[7]) Vom Bischof Cautinus erzählt Gregor: [8]) „Dem Wein war er über die Maßen ergeben und trank sich so voll, daß er kaum von Vieren vom Gelage getragen werden konnte." Und von den beiden Bischöfen Salonius und Sagittarius: „Sie brachten die Nächte schmausend und trinkend zu, so daß sie noch, wenn schon die Geistlichen die Frühmesse feierten, frische Becher Weines forderten und zechten. Erst wenn die Morgenröte kam, erhoben sie sich vom Schmaus, deckten sich mit weichen Gewändern zu, und vom Schlaf und Wein begraben, schliefen sie bis zur dritten Stunde des Tages (neun Uhr vormittags). Auch fehlten ihnen Weiber nicht, mit denen sie sich in Unzucht befleckten. Und nachdem sie sich erhoben, nahmen sie Bäder und legten sich wieder zu Tisch, von dem sie erst am Abend aufstanden. Dann feierten sie über den Abendschmaus weiter bis zur Zeit des beginnenden Tages. So machten sie es an jedem Tag." [9])

Jeder Zusatz würde abschwächen. Die beiden Beispiele sind nur eine Auslese aus zahlreichen ähnlichen Stellen.

Völlerei, Trunksucht, unersättliche Gier nach Reichtum und flachem Genuß, niedere Mirakelgläubigkeit, Grausamkeit bis zum Sadismus[10]), gehörte fast regelmäßig zu jener Geistlichkeit. Bald wurde es üblich, daß sich die Großen des Reiches zu allen Verbrechen der Geistlichen bedienten, die ja überall Eingang fanden. Fredegundis, das Scheusal auf dem Königsthron, sandte wiederholt Geistliche als Mörder aus.[11]) Den staatlichen Organen gegenüber tritt diese Priesterschaft mit Stolz und Anmaßung auf, wie sie es überall und zu allen Zeiten tat, wenn sie sich im Besitz der Macht wußte. Rücksichtlos griffen die Bischöfe in die Rechtsbefugnisse der königlichen Grafen ein. Vom Staat Verurteilte wurden befreit; wenn der seelsorgerische Befehl des Bischofs nicht genügte, mußte Jahwe mit einem Wunder nachhelfen — und Jahwe war sofort dazu

[3]) Gregor v. Tours, Bd. 8, Kap. 43.
[4]) Gregor v. Tours, Bd. 4, Kap. 7.
[5]) Gregor v. Tours, Bd. 6, Kap. 11.
[6]) Gregor v. Tours, Bd. 6, Kap. 36.
[7]) Gregor v. Tours, Bd. 5, Kap. 40 und Bd. 9, Kap. 37.
[8]) Gregor v. Tours, Bd. 4, Kap. 12.
[9]) Gregor v. Tours, Bd. 5, Kap. 20.
[10]) Alle Scheußlichkeiten werden übertroffen durch den Bischof Baudigisl (Germane!) von Le Mans und seine noch schlimmere (saevior) Frau Magnatrudis. Er war ein Mann, der „grimmig wütete gegen das Volk und vielen ungerechterweise ihre Habe geraubt hatte. Er wurde nicht müde, täglich gegen die einen zu toben, andere mit Schlägen züchtigen zu lassen." Ja, er verprügelte seine gläubige Herde oft mit eigener Hand. „Sein Weib war unglaublich boshaft. Oftmals schnitt sie den Männern die Schamteile mit der Bauchhaut ab und versengte den Weibern die geheimsten Teile des Körpers mit glühenden Blechen." (Gregor v. Tours, Bd. 8, Kap. 39.)
[11]) Gregor v. Tours, Bd. 8, Kap. 29 und Bd. 7, Kap. 20.

bereit. Der weltliche Richter, der nur seine Pflicht getan hatte, wurde exkommuniziert oder öffentlich verflucht, wenn er dem Bischof nicht gehorchte.

Die religiösen Anschauungen dieser Priester entsprechen der Niedrigkeit ihrer Taten. Die Welt, die sinnliche wie die übersinnliche, wird von Jahwe und seinem Sohn regiert. Die Herrschaft dieser beiden Götter ist die aus den altjüdischen Schriften übernommene Form der willkürlichen nnd rächenden Despotie.[12]) Grundlage der Theokratie ist die absolute Strafgewalt der Herrscher. Der mit allen Scheußlichkeiten von diesen kranken Seelen ausgemalten Hölle steht der christliche Himmel gegenüber, den sich Gregor, der Bischof, mit allen irdischen Freuden geschmückt, vorstellt. Gutsein als in der Seele auftauchender Wunsch des Göttlichen im Menschen, wird herabgewürdigt und ist die aus den kirchlichen Vorschriften erlernbare Aufgabe, dieser Gottesherrschaft zu dienen und sie zu fördern. Das Wort Gregors im großen Religiongespräch am Ende seines Werkes zeigt die Moral dieser Religion aufs klarste: „wenn es keine zukünftige Auferstehung gibt, was nützt es denn den Gerechten, gut zu handeln und was schadet (!) es den Sündern, böse zu handeln![13])

Die sinnlich sichtbare Herrschaft Jahwes nnd seines Sohnes ist die Kirche. Beauftragte und Stellvertreter in dieser civitas dei sind die Priester. Wer nicht zur christlichen Organisation gehört, also Heide oder exkommuniziert ist, geht des Seelenheils verlustig. Der Einlaß in den christlichen Himmel kann erkauft werden: erstens durch ein asketisches Leben: Ehelosigkeit, Verachtung von Besitz und körperlicher Sauberkeit, Meiden irdischer Freuden und betendes Nichtstun. Da dies aber germanischen Menschen auch nach der Taufe noch zuwider war, zweitens durch Gehorsam gegen die Bischöfe und endlich durch die sehr wichtigen „Seelengeräte!" Darunter verstand man die Übereignung von Wiesen, Weinbergen, Geld, Sklaven und anderen nützlichen Dingen an die Kirchen und Klöster. In zahlreichen erhaltenen Testamenten und Schenkungurkunden wird es offen ausgesprochen, daß man Jahwe und die Heiligen dadurch günstig zu stimmen hofft und den Eintritt in den Himmel zu erlangen wünscht. Diese Urkunden waren oft genau festgelegte Verträge zwischen einem im Himmel wohnenden Heiligen als juristischer Person und dem Schenkenden. Der Heilige versprach seinen Einfluß bei der obersten Gewalt und erhielt dafür ein mehr oder weniger großes Entgelt. Manche Fürsten stifteten Klöster unter der schriftlich festgelegten Bedingung, daß die Mönche täglich für das irdische und himmlische Glück des Spenders beten mußten. Das hatte den Vorteil, ruhig weiter sündigen zu können, während dem Sturm dieser bestellten Massengebete kein Gott auf die Dauer widerstehen konnte.

Hauptaufgabe der Priesterschaft war es, den Aberglauben, der, nur im Grade verschieden, die Grundlage jeder Priesterherrschaft bildet, im Volke zu erhalten und zu festigen. Deshalb hatte sie kein Interesse an einer sittlichen und kulturellen Hebung des Volkslebens. Die Behauptung, die christliche Mission sei Kulturbringerin gewesen, die von vielen kritiklos übernommen wurde, ist zum mindesten für die Frankenverchristung

[12]) Gregor v. Tours, Bd. 10, Kap. 13: „Oder zitterst du Ruchloser nicht vor dem Wort, das der Herr zu den heiligen Aposteln sagte: Wenn des Menschensohn kommen wird auf dem Thron seiner Majestät...." Nun kommen die bekannten christlichen Einschüchterungen mit der Hölle und die Verheißungen auf Lohn.

[13]) Gregor v. Tours, Bd. 10, Kap. 13: Si enim resurrectio futura non est, quid proderit justis bene agere, quid nocebit peccatoribus male?

irrig.[14]) Die Kirche wollte gar keine Kultur bringen, denn ein gläubiges, unterwürfiges, „geistlich armes" (πτωχοὶ ἐν τῷ πνεύματι) Volk diente dem obenerwähnten Zweck besser als ein denkendes und wissendes. Und sie konnte keine Kultur bringen, weil sie in diesem Jahrhundert erst einmal alle Hände voll zu tun hatte, eine gewachsene Kultur zu zerstören.[15]) Es wird verständlich, weshalb die Kirche die krankhafte Wundersucht des Volkes schuf und die wachsende immer von neuem schürte. Im Wundergläubigen ist der naturnahe, schauende Sinn des Germanen erstorben. Der Zweifel, aus dem das Forschen und dann die schöpferische Tat entspringt, hat dem dumpfen „Fürwahrhalten" Platz gemacht. Der „Gläubige" kann nur blind fanatisch Gedachtes nachempfinden und Befohlenes ausführen, ist aber nicht zu freier, stolzer Tat fähig. Die kranke Seele, die einmal bereit ist, an das Natur- und Vernunftwidrige zu glauben, lechzt nach neuen Suggestionen. Ihr fehlt für immer die heilige Unbefangenheit der Welt der Erscheinungen gegenüber.[16])

Eine Herde gläubiger Schäflein zu leiten, mag der Kirche leichter erschienen sein, als ein Volk von freien, artstolzen Menschen.

Die Wundersucht hatte aber für die Kirche eine bedenkliche Seite. Neben den legitimen Wundertätern, den Bischöfen und Heiligen, traten bald im ganzen Lande freie, nicht christlich organisierte Schwarmgeister auf, und jene sahen mit Entsetzen, wie das Volk diesen in „ungeheurer Menge, nicht allein Ungelehrte (rusticiores), sondern sogar Priester", nachlief.[17]) Auch diese Betrüger vollbrachten Wunder: Krankenheilungen, Teufelaustreibungen und Prophezeiungen. Das war ein ungeheuerlicher Eingriff in die privilegierte Mirakeltätigkeit der heiligen Kirche und natürlich Teufelswerk. Dabei — und das ist bezeichnend für die Primitivität dieser christlichen „Religion" — erkannte man die Tatsächlichkeit der von den „Irrlehrern" vollbrachten Wunder an. Der christliche Dämonenglaube nahm keinen Anstoß daran, daß auch der Teufel einmal ein gutes Werk tun konnte, wie es selbstverständlich erschien, daß Jahwe Teufelswerk vollbrachte, wenn es seinen Zwecken diente. Nur über die Mitbewerber im Wundertun waren die heiligen Männer empört. Sie entledigten sich deshalb dieser unangenehmen Nebenbuhler möglichst schnell und wirksam, am besten durch Mord. Den erfolgreichsten jener Wundertäter ließ der Bischof von Anitium durch einen gedungenen Mörder einfach „in Stücke hauen".[18])

---

[14]) Die einzige Stelle bei Gregor, die im 6. Jahrhundert von einem Unterricht „in den Wissenschaften" spricht (Gregor v. Tours, Bd. 6, Kap. 36), ist eine schwere Enttäuschung. Der geistliche Lehrer vergriff sich an der Mutter eines der Knaben und sollte von deren Sippe erschlagen werden. Der Bischof rettete ihn durch Geldbestechung der Sippengenossen. Der fromme Erzieher aber dankt seinem Retter schlecht: er verbindet sich mit einem anderen Geistlichen, der dem Bischof mit der Axt nachschleicht, um ihn zu erschlagen. Nun ist ein Wunder fällig! Es geschieht denn auch: der zuschlagende Arm des Mörders erstarrt.

[15]) Die Vernichtung germanischen Brauchtums, vgl. oben Seite 26 f. Verboten und bekämpft wurden ferner der germanische Zweikampf und die alte Sitte der Eidleistung durch Eidhelfer. Das Sippenleben wurde durch strenge Eheverbote, die staatliche Rechtsprechung durch kanonische Forderungen zerstört.

[16]) Die ärztliche Kunst wurde als Konkurrentin der Kirche mit scheelen Augen angesehen. Jahwe straft deshalb christliche Franken, die beim Arzt Heilung suchen, statt sich beim Lokalheiligen gesundbeten zu lassen.

Statt einer Pestepidemie mit den auch damals schon bekannten Mitteln des Isolierens zu Leibe zu gehen, werden jetzt große Prozessionen mit Psalmengesängen und gemeinsamen Bußübungen verlangt. Natürlich breitete sich unter den betenden Menschenmassen die Seuche jetzt um so wilder aus.

[17]) Gregor v. Tours, Bd. 10, Kap. 25.

[18]) Gregor v. Tours, Bd. 10, Kap. 25.

13.

Die Höhe einer Kultur wird erkannt an der Stellung und dem Einfluß der Frauen im Volks- und Familienleben. Das Bild, das uns von altgermanischen Frauen der Heidenzeit überliefert ist, wird im christlichen Frankenland nirgends mehr gefunden. Eine Frau wie die Seherin Veleda, die kühne Beraterin ihres Volkes im Kampfe gegen die Römer, war jetzt undenkbar. Statt Gefährtin des Mannes und Herrin des Hauses ist sie jetzt „Magd" und „Dienerin" geworden.

Ein Gespräch zwischen Chlotachar und seiner Gemahlin Ingunde läßt einen Blick in die christlich gewordene Ehe tun. „Mein Herr", sagt sie, „hat mit seiner Magd getan, wie ihm beliebte, und mich seinem Lager zugesellt. Nun höre, um seine Gunst völlig zu machen, mein Herr und König, was seine Magd bittet". Sie bittet nun, ihre Schwester Aregunde mit einem der Vornehmen zu vermählen, damit sie (Ingunde) „ihm um so treuer diene". Chlotachar, „von Liebe zu Aregunde entzündet", nimmt sie zur Frau, kehrt zu Ingunde zurück und berichtet: „ich habe mir alle Mühe gegeben, dir die Gunst zu gewähren, um welche deine Süße mich bat. Und da ich mich nach einem reichen und angesehenen Mann umsah, habe ich keinen besseren gefunden als mich selbst. So wisse denn, daß ich sie zum Weibe genommen habe, und dies wird dir, wie ich glaube, nicht mißfallen." Was erwidert nun Ingunde? „Was in den Augen meines Herrn gut getan scheint, das tue er; nur möge auch ich, deine Magd, in der Gnade des Königs leben."

Die christlich-demütige Unterwürfigkeit der Frau ihrem „Herrn und Gebieter" gegenüber, der Zynismus des Mannes und die stillschweigende Duldung der Vielweiberei durch die Kirche gehören in dieser Geschichte zusammen.

Es war nur folgerichtiges, aus den altjüdischen Schriften stammendes Denken, daß durch das Weib die Erbsünde in die Welt gekommen und der Mann nur das Opfer dieser Sünde sei. Die Frauenachtung erreichte ihren Tiefstand auf der Synode zu Macon am 23. 10. 585, auf der sich die Bischöfe allen Ernstes streiten, „ob man das Weib unter die Benennung Mensch begreifen könne".[1]) Der langwierige Streit wird endlich zugunsten der Menschenähnlichkeit der Frau entschieden. Aber wie wird dieser Sieg errungen! Nicht aus dem schlichten Naturgefühl des Heiden, der in der Frau das Göttliche sah wie im Mann, ja das gottnähere Wesen in ihr fühlte, sondern aus reiner Buchstabendeuterei: weil das „heilige Buch des alten Testaments" an einer Stelle sagt: „Gott schuf sie, ein Männlein und ein Fräulein und hieß ihren Namen Adam, d. h. Erdenmensch." Also bezog sich das Wort „Mensch" auf beide, auf Mann und Frau.

Felix Dahn[2]) sagt mit Recht: „Ein paar Buchstaben anders geschrieben, und die Widerlegung würde verstummen, „die Frau wäre zum Tier erklärt worden."

Diese christliche Herabwürdigung der Frau mußte sich in einer Entartung ihres Wesens auswirken. Das Bild einer germanischen Fürstin[3]), die fast täglich das Kloster besucht und dort den Nonnen niedrige Dienste leistet, den „niedrigsten Schmutz" entfernt und sogar „die Kloakengänge des Kotes" reinigt, um sich einen Platz im Himmel zu verdienen, mag den Christen damals erfreulich erschienen sein, für Germanen ist es abstoßend. Nur in krankhaften Verzerrungen, wie wir sie auch bei der Witwe Chlodowechs I. und

---

[1]) Gregor v. Tours, Bd. 8, Kap. 20.

[2]) Felix Dahn, „Urgeschichte", Bd. 3, S. 367. (Siehe auch: „Das Weib und seine Bestimmung" und „Die Deutsche Frau — Dienerin oder Gefährtin".

[3]) Balthildis, angelsächsische Königstochter, Gemahlin Chlodowechs II., nach dessen Tod 656 Regentin des Reiches.

bei der thüringischen Königstochter Radegundis finden, konnte sich nach der „Bekehrung" weibliches Wesen noch auswirken.

Man vergleiche diese Frauen mit Gestalten wie die Unn, die Gudrun und viele andere aus der Laxdölasaga, die trotz ihrer Leidenschaften Größe atmen. Wohl leuchtet germanisches Wesen unter der christlichen Hülle noch hier und da einmal hervor, so bei dem Nonnenaufstand im Kloster zu Poitieres [4]): „Man erniedrigt uns hier, gleich als seien wir von niederen Mägden geboren und nicht Königstöchter!" rief Chlodechilde dem Bischof zu. Dann brach sie mit 40 Nonnen aus dem Kloster aus und sagte der Äbtissin, die sie demütigte, Kampf an. Den Männern, die sie mit Gewalt ins Kloster zurückbringen wollten, drohte sie mit ihrer Rache.[5]) Aber dieser Blutstolz war doch nur ein Zerrbild germanischer Frauengröße. Er artete bald in sinnloses Rasen mit Mord und Raub aus und endete wieder mit der Flucht zum Kreuze.

Wilde Leidenschaften, nur zeitweise gebändigt durch finsteren christlichen Aberglauben, beherrschen die meisten der von Gregor geschilderten Frauen. Austrechild, die Gemahlin König Gunthrams, nahm ihrem Mann vor ihrem Tode den Eid ab, die Ärzte, die sie behandelt hatten, zu ermorden, „denn sie wollte, daß bei ihrem Leichenzug mindestens auch andere beweint werden sollten".[6]) Der gute König erfüllt ihr den Wunsch. Deuteria, eine der vielen Frauen König Teuderichs, ließ ihre eigene Tochter ermorden, da sie sah, „daß sie schon ganz erwachsen sei und besorgte, der König möchte ihrer begehren".[7]) Markatrude, eine der Frauen Gunthrams, ließ ihren Stiefsohn Gundobad vergiften, „aus Neid, als auch sie einen Sohn erhalten sollte".[8])

Wie recht Hauck hat, wenn er behauptet, daß diese christlich-germanischen Frauen „den Eindruck der vollendeten Gemeinheit" machen, zeigt ein Blick in das christliche Familienleben des Königs Chilperich. „Scheußlichere Szenen als die zwischen Fredegunde (der Königin) und ihrer Tochter Sigunthe lassen sich kaum denken. Die beiden wechselten Schimpfworte und Faustschläge. Die Mutter scheute sich nicht, einen Mordanschlag auf die Tochter zu machen." [9]) Der König selbst tückisch, voll kalter Grausamkeit, dem Trunke und der Schwelgerei ergeben, der Mörder seiner Söhne und seiner ersten Frau — aber ein überzeugter Christ: er dichtete Hymnen und Kirchengesänge und schrieb Predigten und theologische Abhandlungen.

Die Mischung von abgefeimter Gemeinheit und strengem Kirchenglauben war bei Männern und Frauen die gleiche. Die Teufelin Fredegundis befahl beim Tode ihrer Kinder, die Steuerbücher zu verbrennen, um den „Zorn Gottes" über die ungerechten Steuern zu besänftigen. Der 28jährige Chlotachar II. ließ die Greisin Brunichildes „drei Tage lang unter mannigfachen Foltern peinigen, sie dann auf ein Kamel setzen und durch das ganze Heer führen, sie endlich mit dem Haare ihres Hauptes, einen Fuß und einen Arm an den Schweif eines höchst bösartigen Pferdes binden: so wurde sie teils durch Hufschläge, teils durch den raschen Lauf des Tieres Glied für Glied zerrissen". Von diesem Scheusal im Königsmantel aber meldet der fromme Geschichteschreiber: „Chlotachar war geduldig, in den Wissenschaften gebildet, gottesfürchtig, ein großer Bereiche-

---

[4]) Gregor v. Tours, Bd. 9, Kap. 39. [5]) Gregor v. Tours, Bd. 10, Kap. 15. [6]) Gregor v. Tours, Bd. 5, Kap. 35.

[7]) Gregor v. Tours, Bd. 3, Kap. 26. (Diese Tat wäre erklärlich, um Blutschande zu verhindern.)

[8]) Gregor v. Tours, Bd. 4, Kap. 25.

[9]) Hauck, „Kirchengeschichte", Bd. 1, S. 173.

rer der Kirchen und der Bischöfe, wohltätig gegen die Armen und erwies sich gegen Alle gütig und voller Frömmigkeit."

Daß man bei niederer Gesinnung und schändlichen Taten trotzdem ein gutes Gewissen haben konnte, wird aus folgendem verständlich. Hauck klagt in seinem Werke, daß das fränkische Christentum im Jahrhundert der Bekehrung kein Sündengefühl gekaunt hätte. Das ist nur halb richtig. Das Sündengefühl war in jenem entarteten Volke wohl vorhanden. Alle widrigen Naturereignisse, Seuchen und Kriege werden ja von Gregor als Folgen der Sünde aufgefaßt. Nur war diese Sünde nicht eigene Schuld des Menschen, für die er nach heidnisch-germanischer Auffassung voll und ganz einzustehen hatte, sondern sie war die jüdisch-christliche „Erbsünde", mit der man geboren war, und für die schließlich Jahwe als Schöpfer des ersten sündigen Menschen allein die Verantwortung trug.[10]) Wenn nun aus der sündigen Anlage neue eigene Sünde erwuchs, so war auch das der Wille des Christengottes und der Sünder schuldlos daran. Jahwe wünschte sogar die Sünde, um strafen und dadurch seine Macht erweisen zu können.[11])

Es war also nur recht und billig, daß die Höllendrohungen des rachsüchtigen Weltenrichters durch die Möglichkeit der Sündenreinigung gemildert wurden. Dieser Ablaß wurde denn auch von seinen Statthaltern auf Erden, den Bischöfen und Priestern, reichlich gewährt. Allerdings mußte er durch Gegenleistungen erkauft werden. Himmel und Erde arbeiteten sich gut in die Hand! Reue und Zerknirschung, wie sie später die irischen Reformatoren unter Columban verlangten, waren in der ersten Zeit noch nicht erforderlich. Es genügte für die armen „Pönitenten", eine Reihe vorgeschriebener Kirchenzuchtgebote zu erfüllen, die Reichen sicherten sich Straffreiheit im Himmel durch große Schenkungen.

Die neue Religion machte es dem Menschen in seiner Unvollkommenheit leicht. War es nicht ein Anreiz für schwache Naturen, sich deshalb ihr anzuschließen und als neubekehrte Christen nun hemmunglos den entarteten Leidenschaften die Zügel schießen zu lassen? Die tiefen Gedanken von Schuld und Sühne, die die heidnisch-germanischen Sagen so ernst durchwehen, wurden nun abgelöst von der Leichtfertigkeit einer fremden Welt. Die Franken vollbrachten jetzt die größten Schandtaten mit dem beruhigenden Bewußtsein der nun einmal angeborenen Sündhaftigkeit und mit der sicheren Hoffnung, die Vergebung gelegentlich erkaufen zu können. So handelte Chlotachar I., nachdem er mit unbeschreiblicher Roheit seine beiden Neffen, seine Kinder und Enkelinnen aus Herrschsucht abgeschlachtet hatte, im Sinne seiner Religion richtig, als er „im 51. Jahre seiner Herrschaft mit vielen Geschenken (!) zur Schwelle des heiligen Martinus wallfahrtete und dort Vergebung erflehte".[12])

Die Macht der christlichen Kirche über die Seelen und über die irdischen Güter wuchs dadurch ins Unermeßliche! Hundert Jahre nach dem Übertritt Chlodowechs zum Christentum war sie Besitzerin von über einem Drittel des gesamten Grund und Bodens Frankreichs geworden. Das berühmte Wort des Enkels Chlodowechs, das ihn so verhaßt bei den „Dienern Gottes" machte, war tief berechtigt: „Siehe, unser Staatsschatz ist

[10]) Vgl. die schon erwähnten Carmina des Venantius Fortunatus, bes. Carm. 10 und 11.

[11]) Vgl. Gregor v. Tours, Bd. 4, Kap. 47: „Es war (von Gott) so bestimmt, daß der Bürgerkrieg noch immer mehr wachsen sollte, deshalb wollten sie zur Strafe unserer Sünden den Bischöfen nicht gehorchen."

[12]) Gregor v. Tours, Bd. 3, Kap. 18 und Bd. 4, Kap. 21.

verarmt; siehe, unsere Reichtümer sind auf die Kirche übergegangen. Keiner regiert, als die Bischöfe allein. Unsere Ehre und unser Ansehen sind dahin und an die Bischöfe der Städte übergegangen!“ [13])

Als die Verchristung des Frankenreiches vollendet war, war die germanische Kraft, die diesem innerlich verkommenen Staate noch einen gewissen Halt gegeben hatte, in Neustrien und Burgund fast ganz erloschen. Außenpolitisch war nach den großen Eroberungen unter Chlodowech und seinen Söhnen nichts mehr erreicht worden, im Gegenteil: die fränkische Macht hatte im Süden und Südwesten empfindliche Schläge erhalten. Germanisch wurde kaum mehr gesprochen. Der Stamm der Merowinger war so entnervt, daß wir nur noch von kurzlebigen Knaben auf dem Königsthron hören, die von Knaben gezeugt in schnellem Wechsel einander folgen.[14]) Im Innern des Landes tobten ununterbrochene Bürgerkriege. Die Sittenverderbnis der Geistlichkeit hatte einen solchen Höhepunkt erreicht, daß sich der römische Papst einzuschreiten veranlaßt sah. (601.)

In den Klöstern aber drängten sich die Mönche zu vielen Hunderten um den Kelten Columban und unterwarfen sich einer Lebensführung, die in schroffem Gegensatz zu jedem germanischen Empfinden stand. Hier trieb die „Mortifikation“, die Selbstabtötung ihre widerlichen Blüten: um ein ganzer Christ zu sein, mußte der Gläubige jede Regung des eigenen Willens vernichten. Jedes eigene Urteil war Sünde. Nur die Ausführung einer befohlenen Tat hatte vor Gott Wert. Das Gute wurde schlecht, wenn es aus dem eigenen Herzen kam. Der Christ mußte vor allem die stolze Freiheit meiden und die wahre Demut lernen. Wer das von den Oberen Befohlene tat, brauchte keine Verantwortuug zu tragen, auch weun er Unrecht handelte. Zu dieser grauenhaften seelischen Entmannung kamen die entehrenden Strafen bei kleinsten Vergehen. 6, 50 bis 100 Schläge erhielt, wer den Löffel ergriff, ohne das Kreuz zu schlagen, wer mit den Zähnen den Abendmahlkelch berührte, wer beim Psalmensingen hustete oder wer sich bei einem Vorwurf entschuldigte.[15])

Salvians entartetes Zeitalter war wieder erstanden. Dem frömmelnden Welthaß der einen stand wieder wie einst die sittliche Verkommenheit der andern gegenüber. Nur hatten diese Gegensätze jetzt eine andere gemeinsame Wurzel: sie waren wie Sumpfpflanzen auf einer erstorbenen Volksseele gewachsen. Die blutgebundene Wesensart, die Rassepersönlichkeit des Volkes war tot, als die fremde Religion im 8. Jahrhundert ihre Blütezeit erlebte. Wo betende Heuchler, demütige Dulder und religiöse Fanatiker erscheinen, ist das Germanentum erloschen!

14.

Zum Schlusse bedürfen zwei Einwände der Widerlegung. Es könnte die Meinung entstehen, die Schilderung der sittlichen und religiösen Zustände im Frankenreich sei in einseitiger Absicht geschehen, die Beispiele mit Bedacht herausgesucht, um die Menschen und die Religion jener Zeit als unterwertig darzustellen. Diese Meinung ist irrig. Die christlichen Kirchenhistoriker haben sich die denkbar größte Mühe gegeben, auch nur ein Körnchen Gutes in den zeitgenössischen Quellen zu finden, um Wert und Berechtigung der

---

[13]) Gregor v. Tours, Bd. 6, Kap. 46.

[14]) Im Jahre 602 wird dem etwa 14jährigen Herrscher Teuderich von einer Konkubine ein Sohn Sigibert geboren, im Jahre 603 ein zweiter Sohn, Childebert, von einer andern Frau.

[15]) Nach Hauck, „Kirchengeschichte“, S. 248 und 250.

christlichen Mission zu erhärten. Diese Bemühnngen sind völlig mißlungen. Sie geben das selbst mit schmerzlichem Bedauern zu, erkenneu aber nicht den tiefsten Grund dieser Erscheinung und könneu ihn als Christen nicht erkennen.

Sie suchen deshalb nach anderen Auswegen. Die Schriftsteller jener Zeit von Salvian bis Gregor, sagen sie, hätten schwarz in schwarz gemalt. Sie wollten einer verderbten Zeit den Spiegel vorhalten. Dann wäre das Überbetonen der „Sünde" eine christliche Eigenschaft. Weil man alles Große und Erhabene in den fernen „Himmel" gerückt hatte, blieb auf dieser Jammererde nur das Gemeine zurück.

Doch scheint es, daß wenigstens Gregor, die Hauptquelle der Christianisierung, eher gemildert als verstärkt habe. Wie peinlich ist es ihm, Schlechtes von den Bischöfen erzählen zu müssen. Wie geschickt werden auf den Synoden offensichtliche Verfehlungen der hohen Geistlichkeit vertuscht oder harmlos „ausgelegt". So sehr Gregor in seinem theologischen Weltbild der Sünde bedurfte, um die Erlösungtat seines Religionstifters zu begründen, so sehr mußte ihm in einer Zeit, in der das Heidentum noch lebte, daran gelegen sein, die Christen als die moralisch Höherstehenden hinzustellen, und eine Besserung der Welt nach Einführung der neuen Religion zu beweisen. Wenn er es nicht tat, zu seinem Schmerze nicht tun konnte, wie er selbst sagt, so ist seine Wahrheitliebe anzuerkennen. Er ist damit als christlicher Geschichteschreiber glaubhafter als viele andere, wie Adam von Bremen, Saxo oder Snorri, die die Christen in den Himmel heben, das Heidentum aber in abgeschmackten Farben schildern und fälschen, und damit ihre Unfähigkeit, fremdes Seelenleben zu verstehen, unter Beweis stellen.

Die nüchternen Schilderungen Gregors reden eine klare Sprache. Der ungeheure Zusammenbruch des gesamten sittlichen und geistigen Lebens eines Volkes durch den Glaubenswechsel ist beim Stamm der Franken eine unleugbare Tatsache. Wenn Josef Nadler [1]) behauptet: „die geistige Grundhaltung der Spätgermanen ist beim christlichen Durchgang zu den frühdeutschen Stämmen nicht gebrochen worden. Sie wandte sich anderen Glaubensinhalten zu. Über die Heilswirkung des christlichen Erlösungsgedankens hinaus ist das Gefüge der germanischen Seele nicht verändert worden", so hat er die Frankengeschichte des 6. Jahrhnnderts völlig übersehen. Hier war das Gefüge der germanischen Seele bis in den Grund gestört worden. Das Reis des semitischen Ölbaumes auf die germanische Eiche gepfropft,[2]) war ein Frevel wider die Natur und die heiligen Gesetze der Seele. Diese Gesetze verlangen unerbittlich die Einheit zwischen Blut und Gottglauben. Nur aus dieser Einheit erwächst die ruhige Sicherheit des Handelns, die Kraft der sittlichen Haltung und die Gemeinschaft des Weltbildes zwischen Menschen gleicher Art. Das ist die Erkenntnis, die wir dem Hause Ludendorff verdanken.

Der von außen gepredigte Gott kommt als Fremdling. Er muß erst zerstören, wenn er herrschen will. Da aber trotz der Vernichtung blutgebundener Werte ein unzerstörbarer Rest in der Tiefe der Seele bleibt, der wieder wachsen und dem fremden Gott gefährlich werden kann, so bedarf es der immer neuen Beeinflussung im Sinne der „Totalität des Christentums". Der organisierte Glaubensbetrieb der Kirchen, die wohlberechnete Massensuggestion des „Gemeindelebens", das Strafgesetzbuch des Dekalogs und endlich eine pro-

---

[1]) Joseph Nadler, Professor für deutsche Literaturgeschichte in Wien: „Der zeitliche und der ewige Deutsche". In der Zweimonatsschrift „Corona" 1936, Heft 1.

[2]) Seit Paulus ein beliebtes Bild christlicher Theologen.

pagandistisch geschulte Priesterschaft finden hier ihre logische Berechtigung. Sie sind unerläßliche Bedingung.

Was nicht aus Blut und Seele geschaut werden kann, muß durch „Wort“ und „Schrift“ nahegebracht werden. Deshalb die überragende Bedeutung des „logos“ im Christentum — „im Anfang war das Wort“ — und der Schrift — „es stehet geschrieben“ — gegenüber der Wortkargheit, der „Unartikuliertheit“ (Neckel) in religiösen Dingen bei den Isländersagas.

Die Deutekunst der Theologen fand noch — was findet sie nicht? — einen letzten Ausweg: es wird behauptet: was den Franken gebracht wurde, war ja nicht das echte wahre Christentum, sondern eine Trübung, eine Verzerrung der reinen Lehre. Da nach christlicher Auffassung die Bekehrung eine Gnade ist und durch den heiligen Geist geschieht, so hätte sich die göttliche Gnade demnach einer schlechten Religion bedient, um den Heiden zuteil zu werden. Aber wir hören diese Behauptung auch über den arianischen Glauben bei allen katholischen Kirchenmännern vom 4. Jahrhundert an bis heute, wir hören sie als Urteil über die Bonifatiusmission bei modernen Kirchenhistorikern; auch die streng asketische Richtung der kolumbanischen Mission war nicht das richtige Christentum, noch weniger die tausend „Irrlehren“ der Kirchengeschichte von den Pelasgianern, Manichäern und Sabellianern an über die Waldenser und Lutheraner bis zu den modernen christlichen Sekten.

Es ist dann die Frage erlaubt: wo ist eigentlich das „reine, unverfälschte Christentum“? Meinten nicht alle jene Richtungen, sie hätten es? Wer entscheidet darüber? Würde unserem Bischof Gregor der Vorwurf gemacht worden sein, sein Christentum sei entstellt, so würde er in tiefer Empörung mit zahllosen Bibelzitaten seinen christlichen Gegner niedergeschmettert haben.

Die Menschen jener Zeit legten großen Wert auf ihre Rechtgläubigkeit. Das Glaubensbekenntnis gehörte zur Feststellung des Wertes eines Menschen, ja des ganzen Volkes. Wie Ulfilas sein Glaubensbekenntnis überliefert, so beginnt Gregor sein zehnbändiges Werk mit der ausführlichen Festlegung seines streng christlichen Glaubens, damit niemand zweifele, er sei ein echter Christ. Die Geistlichen und zum Teil auch die gebildeten „Laien“ waren genaue Kenner der heiligen Schriften, und bei Befolgung der Bibelvorschriften kam es ihnen sogar auf die Stellung der einzelnen Worte an.[3]) Es ist kein Zweifel, die ehrlichen Christen glaubten auch damals, folgerichtig nach ihrer Lehre zu handeln.

Was wurde aber aus der germanischen Seele? Blieb die grauenhafte Entartung? Erstarb die germanische Art ganz? Wer das im 8. Jahrhundert entstehende fränkische Weltreich überblickt, wird kaum etwas Germanisches dort finden. Zwar wandert das Schwergewicht der fränkischen Entwicklung von Neustrien nach dem blutreineren Osten, und der Zustrom germanischer Kraft führte wenigstens zu einer Verbreiterung der fränkischen Macht, aber mit ihm zog das Christentum über den Rhein. Es zerbrach auch bei Hessen und Thüringern, Friesen und Sachsen eine blutgewordene Kultur und damit das innere Gefüge ihres Wesens. Der augustinische Reichsgottesstaat Karls des Westfranken ließ der germanischen Seele keinen Raum mehr. Die Form der Bildung war lateinisch, in ihrem Inhalt hielten sich pfäffische Anmaßung und Engstirnigkeit die Waage. Die Wissenschaft und die Kunst waren nicht mehr Selbstzweck, nicht die den Menschen

[3]) Gregor v. Tours, Bd. 1, Kap. 1.

unseres Blutes innewohnende Freude an der geistigen und künstlerischen Leistung, nicht einmal der Wille, die Menschheit zu Höherem zu führen, sondern sie waren Mittel, die christlichen Lehren zu stützen. Die Jugend mußte jetzt lesen und schreiben lernen, um die „heiligen Schriften", d. h. jüdische Literaturen studieren und richtig beten zu können. Rhetorik und Dialektik waren unerläßlich zum Verständnis der . . . Dreieinigkeit! Ja, selbst Arithmetik, Geometrie, Musik und Sternkunde hatten nur Sinn, „wenn sie den Sieg der rechten Lehre gegen die Irrlehren erleichterten".[4])

Die Wissenschaft als Magd und Sklavin der Theologie, so hatte es der Afrikaner Augustinus in seinem „Gottesstaat" gefordert, so wollte es der Frömmler Alkuin, der Leiter der gesamten Bildung und Erziehung im Staate Karls. Dieser Geist lebte durch das ganze Mittelalter bis heute im folgerichtigen Christentum weiter. Er hat tausend Jahre lang die großen germanischen Forscher gemartert und verbrannt.

Und er hat doch nicht gesiegt! Auch in der Zeit, da die Kirche das Ritzen der Runen verbot, als der blutige Frankenkaiser die wini leodos, die Reigenlieder der Mädchen verfolgte, da von Ludwig dem „Frommen" geschrieben werden konnte: „daß ihn der heidnischen Gedichte, die er in der Jugend gelernt hatte, ekelte; er wollte sie weder lesen noch hören und verbot sie zu lehren" [5]), lebte die germanische Seele noch. Tief verschüttet unter Bergen von Geröll sprudelte der heilige Quell, in Jahrhunderten kaum mehr vernehmbar und doch lebendig. Mit jedem Kinde, das aus germanischem Blut geboren wurde, wurde wieder ein Stück Heidentum geboren. Blut war zu allen Zeiten stärker als Taufwasser.

Wer mit schauenden Augen durch die Geschichte geht, fühlt die Unruhe dieser verchristeten Germanen, die Heimat und Freiheit suchen und es selbst nicht wissen. Das inquietum cor, das ewig unruhige Herz, das den heidnischen Menschen des Nordens, wie wir aus den Isländersagas wissen, fremd war, ist zum Merkmal der Germanen der christlichen Zeit geworden. Menschen, die zwei Seelen in ihrer Brust fühlen, die von den Wellen hinauf und hinunter getragen werden, die mit sich selbst in ewigem Kampfe liegen, Gottsucher, die sich in schlaflosen Nächten zerwühlen, ein Volk, das alle Irrwege der Welt und alles Leid der Erde kennenlernen muß, ehe es sich selbst findet, das ist Germanenschicksal seit jener Zeit.

Der „faustische Mensch" ist zum Sinnbild der Deutschen geworden, aber die Irrenden sahen das Kranke: den Zwiespalt in der Seele, ihr Unbefriedigtsein und den daraus folgenden Kampf als das Wesen unserer Art an.

Nur in einzelnen Großen unseres Blutes rang sich die germanische Seele zu lichter Bewußtheit empor. Zuerst vielleicht in den Meistern, die 1150 die ersten gotischen Dome schufen. Es ist ein Fehlschluß, der, einmal ausgesprochen, von Unzähligen kritiklos übernommen wurde: daß die Gotik eine ausgesprochen „christliche Kunst" sei. Was hat die himmelstürmende Wucht eines gotischen Baues innerlich mit dem Christentum zu tun? Der von den Christenpriestern zerstörte heilige Hain, in dem der naturnahe Germane seine Feiern hielt, war in steinerner Form wiedererstanden. Wie die Stämme des Waldes ragten die Reihen der Säulen, wie die Äste der Eiche den Himmel, so trugen die Rippen das Gewölbe des Domes, wie lichtes Gezweig rankte sich der schlanke Turm empor.

Die Lehre, die aus dem Süden kam, wo die Sonne dem Menschen feind war, befahl

---

[4]) Felix Dahn, „Urgeschichte", Bd. 4, S. 334.

[5]) Theganus, Vita Ludowici c. 19.

das Haupt vor dem Göttlichen zu verhüllen, sich in den Staub zu werfen und demütig den Blick zu Boden zu senken. Ein Gotteshaus, das innerlich dem Christentum entsprechen sollte, mußte ein Haus sein, wie es der Orientale baut: am Boden geduckt mit flachem Dach, weit und geräumig in der Breite, damit es die Massen der Knienden fasse, mit spärlichen Fenstern, damit es getrennt sei von der sündigen Welt.

Das Christentum hat sich mit dem gotischen Dom abgefunden, wie es sich an den heidnischen Weihnachtbaum und das germanische Sonnwendfest gewöhnte.

Aus dem Drang nach Wissen, der Wodan ein Auge opfern hieß, lauschten tausend germanische Forscher der Natur ihre Geheimnisse ab, zerstörten das enge Weltbild des Christentums und lehrten uns das Werden der Welten und die Entstehung der Arten. Aus dem nordischen Sehnen nach Wahrheit bauten Geistesheroen unseres Blutes in der Philosophie ein Werk, das die Religion des metaphysischen Utilitarismus („Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern!") zerstören half. Das inquietum cor wird bleiben, bis die germanische Seele ihre Heimat gefunden hat.

Der Deutsche Philosoph Kant zeigte die Grenzen der Vernunft auf. Das Wesen der Welt, das Göttliche, das „Ding an sich", wie er es nannte, kann nur erlebt werden, es entzieht sich aber dem Zugriff der Vernunft. Will sie aber diese Grenzen überschreiten, so verzerrt sie und mißdeutet sie das Göttliche. Ein Tor zur Freiheit öffnete sich, aber es schloß sich wieder; auch ein Kant fand noch nicht die Antwort auf die letzten Fragen, den Sinn des Lebens und der menschlichen Unvollkommenheit. Tiefer erkannte nach ihm Schopenhauer das Wesen der Welt; er nannte es „Wille", ohne aber jene letzten Fragen beantworten zu können, so daß auch er irrte angesichts des vielen Leides, das die Welt erfüllte.

Erst aus der gewaltigen Erschütterung der Deutschen Seele im Weltkriege, aus der Todesnot unseres Volkes und der nordischen Rasse, erstand uns letzte und befreiende Erkenntnis: Deutsche Gotterkenntnis und Feinderkenntnis! Der Feldherr der Deutschen, Erich Ludendorff, zeigte den Weg zur Deutschen Volksschöpfung aus der Einheit von Blut, Glaube, Recht, Kultur, Wirtschaft und Wehr, und enthüllte das Treiben und die Ziele der überstaatlichen Mächte: Juda, Freimaurerei und okkulte Geheimorden, Rom und Jesuiten. Die Philosophin Dr. Mathilde Ludendorff gab in ihrer Deutschen Gotterkenntnis nicht nur die wiedergewonnene Einheit in Wissen (Naturerkenntnis) und Glauben (Gotterleben) und die Antwort auf jene letzten Fragen nach dem Sinn des Lebens und des Todes, der menschlichen Unvollkommenheit, den Sinn der Völker und Rassen, sondern fand auch die Seelengesetze der Einzelseele und auch der Volksseele. So erst wurden unsere Rasseerkenntnisse zur Höhe geführt und der Weg zur Gesundung der Völker gewiesen. Notwendigerweise mußte dies auch zur vollen Erkenntnis der völkervernichtenden Wirkung einer Fremdlehre und Weltreligion, wie z. B. des Christentums, führen. Dies wird besonders in dem Werke „Die Volksseele und ihre Machtgestalter. Eine Philosophie der Geschichte" und in „Erlösung von Jesu Christo" aufgezeigt; eine kleinere Schrift „Verschüttete Volksseele" zeigt uns die Auswirkung der Christianisierung der Neger in Afrika in erschütternder Weise auf.

Daß es germanischen Stämmen ebenso ergangen ist, beweist die Geschichte der Franken und ihre Christianisierung.

